Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes drittes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1820.

Inhalt.

Dichtkunst.
Ballade. . . . . S. 8
Lust und Quaal. . . . — 13
März. . . . . . — 15
April. . . . . . — 16
May. . . . . . — 17
Juni. . . . . . — 19
Frühling übers Jahr. . . — 22
Fürs Leben. . . . . — 24
Für ewig. . . . . — 30
Zwischen beyden Welten. . — 31
Shakespear. . . . . — 32
Literatur.
Graf Carmagnola. . . — 35
Urworte Orphisch. . . — 66
Bedenklichstes. . . . — 79
Zahme Xenien. . . . . — 81

Kunst und Alterthum.

National-Versammlung.

Auf der recht- und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, stehen sie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn du dich an's Ganze wendest,
Und votirest wie du sinnest,
Merke welchen du entfremdest,
Fühle wen du dir gewinnest.

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes drittes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1820.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muse ruft zu Bach und Thale
Tausend aber tausend Male.

Poesie, Ethik, Literatur.

Töne Lied aus weiter Ferne,
Säusle heimlich nächster Nähe,
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

Ballade.

Herein, o du Guter! Du Alter herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hayn
Ist gangen die Wölfe zu schießen.
O! sing uns ein Mährchen, o! sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne,
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —
Die Kinder sie hören es gerne.

Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen,
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich! so ruft er, aufs Leben.
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sey dir verlobet auf grünendem Platz. —
Die Kinder die hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte der wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne,
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bey Nacht —
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockst du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verlies den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön,
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht —
Die Kinder sie hörens nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüten.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne,
Die Bettlerinn zeugte mir Bettlergeschlecht —
Die Kinder sie hörens nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne.
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstinn sie zeugte dir fürstliches Blut —
Die Kinder sie hören es gerne.

Lust und Qual.

Knabe saß ich, Fischerknabe,
Auf dem schwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falsche Gabe,
Sang ich lauschend rings umher.
Angel schwebte lockend nieder;
Gleich ein Fischlein streift und schnappt,
Schadenfrohe Schelmenlieder
Und das Fischlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Geklüfte tief zum Hayn,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtinn war allein.
Blicke sinken, Worte stocken! —
Wie ein Taschenmesser schnappt
Faßte sie mich in die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott mit welchem Hirten
Sie auf's neue sich ergeht!
Muß ich in das Meer mich gürten,
Wie es sauset, wie es weht.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen seyn!

März.

Es ist ein Schnee gefallen,
Denn es ist noch nicht Zeit
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget;
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweyen,
Doch kommen wir zu zweyen,
Gleich ist der Sommer da.

April.

Augen sagt mir, sagt was sagt ihr?
Denn ihr sagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichsten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub' euch zu erfassen:
Hinter dieser Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt sich selber überlassen;

Dem es wohl behagen müßte,
Unter so viel stumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden
Der es auch zu schätzen wüßte.

Und indem ich diese Chiffern
Mich versenke zu studiren,
Laßt euch ebenfalls verführen
Meine Blicke zu entziffern!

M a y.

Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte.
Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin,
Und wie reingewaschen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün.

Still ist Luft und Lüftchen stille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieser Fülle,
Von den Bäumen durch's Gesträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterschaar,
Das bewegt und regt so schnelle,
Wie der Morgen sie gebahr,
Flügelhaft sich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieser Hütte?
Und, wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tischen in der Mitte!
Und so bin ich noch verwundert,
Sonne sinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage Berg was ist den das?
Ist mir doch als wärst du Glas.

Und ich wär' nicht weit davon.
Denn sie kommt, ich seh' es schon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, sie weiß es ja!

Nun stellt sich dazwischen
Ein kühles Thal, mit leichten Büschen,
Bächen, Wiesen und dergleichen,
Mühlen und Rändern, den schönsten Zeichen
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und so immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geschicht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Gesichts
Und der zwey Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich sie seh'
Vom Zopf zur Zeh!

Sie ist fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bey Ihr.

Wandelt sie auf schroffen Hügeln,
Eilet sie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang.
Und auf diese Jugendfülle,
Dieser Glieder frohe Pracht
Harret einer in der Stille,
Den sie einzig glücklich macht.

Liebe steht ihr gar zu schön,
Schönres hab' ich nie gesehn.
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk' ich: soll es doch so seyn!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn sie mich liebt,
Daß es noch was beßres giebt?

Und noch schöner ist die Braut,
Wenn sie sich mir ganz vertraut,
Wenn sie spricht und mir erzählt
Was sie freut und was sie quält.

Wie's ihr ist und wie's ihr war;
Kenn' ich sie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und solch ein Weib.

Frühling übers Jahr.

Das Beet schon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Saffran entfaltet
Gewaltge Glut;
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln stolziren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen
Versteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichsten blüht
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Fürs Leben.

Nach diesem Frühlingsregen
Den wir so warm erfleht,
Weibchen, o! sieh den Segen
Der unsre Flur durchweht!
Bis in die blaue Trübe
Verliert sich unser Blick.
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du siehst, es fliegt dorthin,
Wo, um besonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauß,
Dort schlugen unsre Flammen
Zuerst gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen sah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen, auf dem Hügel,
Im Busch am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh',
Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beschieden
Und sieh! wir waren drey,
Und vier' und fünf' und sechse;
Sie saßen um den Topf,
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf.

Und dort, in schöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich sieht's heraus.
Wer schaffte wohl da drüben
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es, mit seiner Lieben,
Nicht unser braver Fritz?

Und wo, im Felsengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich, schäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder stürzen muß.
Man spricht von Müllerinnen
Und wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

Doch wo das Grün, so dichte,
Um Kirch' und Rasen steht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick,
Und leitet, von dem Boden,
Zum Himmel unsern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, schwankend, ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt sich stolz voraus?
Es gleichet unserm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus;

Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeste,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder sich herbei;
Da schmückest du mit Kränzen
Der jüngsten Kinder drey.

Bei Flöten und Schalmeyen
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich schon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Für ewig.

Denn was der Mensch in seinen Erde-
schranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge
kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen
Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all', in meinen besten Stunden,
In Ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwischen beyden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden,
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch, von 1604.

Hoffnung beschwingt Gedanken, Liebe
Hoffnung;
In klarster Nacht hinauf zu Cynthien Liebe.
Und sprich: wie sie sich oben umgestaltet,
So auf der Erde schwindet, wächst mein
Glück.
Und wispere sanft-bescheiden ihr ans Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt hing, Treue
thränte.
Und ihr Gedanken, mißzutrauen geneigt,
Beschilt euch die Geliebte dessenthalb,
So sagt: ihr wechselt zwar, doch ändert
nicht,
Wie sie dieselbe bleibt und immer wechselt.
Untrauen tritt in's Herz, vergiftet's nicht,
Denn Lieb' ist süßer von Verdacht gewürzt.

Wenn sie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Kläre widerwärtig schwärzt,
Dann Seufzer=Winde scheucht die Wolken
weg,
Thränt nieder sie in Regen aufzulösen.
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleibt nur dort,
Bis Cynthia scheint wie sie mir sonst gethan.

Shakespeare.

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewissen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt
Verschlingt er euch den Bissen.

Shakespearen sollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weise: —
Den hebt mir auf, sagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn speise.

Il conte di Carmagnola Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfasser jeden fremden Maßstab beseitigt, worin wir mit mit vollkommen übereinstimmen, indem ein ächtes Kunstwerk, so wie ein gesundes Naturproduct, aus sich selbst beurtheilt werden soll. Ferner giebt er an, wie man bey einer solchen Schätzung verfahren müsse. Zuerst solle man untersuchen und einsehen was denn eigentlich der Dichter

sich vorgesetzt, sodann scharf beurtheilen, ob dieses Vornehmen auch vernünftig und zu billigen sey, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzonis Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben dieselben löblich, natur- und kunstgemäß gefunden und uns zuletzt, nach genauester Prüfung, überzeugt daß er sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt. Nach dieser Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunsche: daß alle Freunde der italiänischen Literatur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen und dasselbe, wie wir gethan, frey und freundlich beurtheilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen, weßhalb es denn Pflicht seyn will unser unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen: wie wir es, nach des Verfassers

Wunsch und Willen, aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lossage, führt August Wilhelm Schlegels Aeußerungen hierüber als entscheidend an und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängstlich-beschränkten Behandlung. Hier findet freylich der Deutsche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Hrn. Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bey uns werth. Denn obgleich diese Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden; so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umständen, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen ist und sucht die Argumente der Gegner mit neuen

Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt und selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz giebt er historische Notizen, insofern sie nöthig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ohngefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer die Besitzungen des Herzogs von Mayland, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzuge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwi-

derstehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen, entzweyt ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar und er widmet sich 1425 Venitianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung, seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigne Art von Handwerk. Diese Leute vermietheten sich hin und wieder nach Willkühr und Vortheil, schlossen Accorde wie andere Handwerker, untergaben sich, in verschiedenen Banden und Abstufungen, durch Uebereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermiethete sich wieder an Fürsten, Städte und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß wollte denn freylich im Geschäfte für fremde Rechnung unternommen seines eignen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwey Heeren gegeneinander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten, sie hatten schon oft mit- und gegeneinander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deßwegen kam es nicht gleich zum Todtschlagen, es fragte sich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bey

einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwuchsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde, jeder Hauptmann nahm sich das Recht die welche sich ihm ergaben zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten, dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und, wie die Untergeordneten ohne den Obergeneral zu fragen ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allzusehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel An-

sehn und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht, von einem wandelbaren Kriegsfürsten, zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so Vielen vor- und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Miethhelden, der seine hochsinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verleugnete; so wird man gar bald den Widerstreit vorahnen, der zwischen einer solchen Willkühr und der höchsten Zweckmäßigkeit des venetianischen Senats entstehen müsse. Und hier wird nun der Ein-

sichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, dessen Entwickelung und Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwey unvereinbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, Einem Zwecke widmen zu können. Zwey entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft, mannigfaltig gegenübergestellt, und zwar so wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimirt und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, so folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erster Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor, sie ist folgende: die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Her-

zog von Mayland angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht Heerführer zu werden. Meuchelmörderisch wird er angefallen und, wie es sich ausweist, auf Anstiften der Mayländer, und so kann man beyde Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten legt der Doge die Frage vor: ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen solle? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marko für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein, Marko tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn; ersucht ihn aber, freundschaftlich aufs dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sey, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen also sämmtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer, die Exposition ist vollkommen abgethan und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweyter Act.

Wir versetzen uns in das Herzogl. Mayländische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Busch-

wäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft, nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie, durch kleine Beschädigungen und große Insulte, aus der Fassung zu bringen, auch stimmen die jüngeren, unbedachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich, einige zweifeln, der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rath, durch leidenschaftliche Unbesonnenheit, überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand, in einem kurzen Monolog, erfahren, so wird

gemeldet daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnellgesammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten seine Befehle, alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangre Scene macht einen trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher, in sechzehn Stanzen, eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commissair der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun so große Vortheile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commissairs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beyde leidenschaftlicher als nun gar ein zweyter Mitgeordneter eintritt und sich höchlich beklagt daß jeder einzelne Condottier seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will; vielmehr, indem zur Sprache kommt daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seyen, sie vorfordert und sie, den Commissarien ins Gesicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des alten Kriegs-

helden Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commissarien zurückbleibend überdenken und beschließen; ihr Spiel ist sich zu verstellen, alles was der Graf thut zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indessen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherrn zu Venedig finden wir Marko, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen an-

gerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch=kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich=edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marko erhält, als gnädige Halbstrafe, den Auftrag sogleich nach Thessalonich, gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sey beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt, noch List ihn retten könne. Wollte Marko, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen; so wären beyde augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marko in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte; Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehr-

lichkeit ahndet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlägt, bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga.

Nach kurzem Abschied wird er zum Tod geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt seyn, uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortschreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verschränkung. Der Einzelne, wie die Masse exponirt sich beym Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort bis der Faden abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne, weder in Behandlung noch Ausführung lakonisch zu seyn, sich sehr kurz gefaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürlich-freye, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mit-

theilt. So ist auch seine Sprache frey, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber, durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken, erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeynender Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da sieht man denn gleich bey der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfasser mit einem krittlenden Publicum zu thun hat, über das er sich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eignem Gefühl und Ueberzeugung hat er seine Personen in historische und ideelle getheilt. Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er uns hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine

Person historisch, es beliebt ihm seine sittliche Welt darzustellen und erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachsagen daß seine Figuren alle aus Einem Guß sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen politisch-sittlichen Kreise, sie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müssen, ein jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt, hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte

Forderung des Theoristen daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrey seyn müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirten-Stande, gewaltsam kämpfend, heraufgewachsen, gehorcht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken; auch die nicht einmal deren der Mensch zu eignem Vortheil bedarf. An Kriegs-Listen mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern; und wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der den, als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läßt; so wie der kühnste Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig scheitern müßte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Gewand knapp erweist, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradsinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der sich als Heldenmann rüstig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige Freund. Und so begleitet ihn Gonzaga auf dem, erst gefährlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottiers, Orsini und Tolentino, erklären lakonisch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten ist alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so finden wir gerade das Ge-

gentheil. Malatesti, ein unzulänglicher Ober-General, erst zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Parthei, von Sforza und Fortebraccio hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen, eine heldenmüthige Versöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer, nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszusprechen.

Nun werden wir in den venetianischen Senat eingeführt. Der Doge präsidirt. Er stellt das oberste, reine, unzertheilte Staats-Princip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schaalen beobachtet;

ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, scharfe, selbstische Princip, welches hier untadelig erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem großen, unübersehlichen Ganzen wirkt; wachsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beßte betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist.

Marco, das löbliche menschliche Princip. Ein Sittlich-Gutes ahndend, fühlend, anerkennend. Das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedaurend, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deßhalb, ohne es zu ahnden, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwei Commissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht sich bewußt; sie wissen von wem sie gesendet sind. Bald aber belehrt sie Carmagnolas Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beyder Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Der erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick daß beyde allein sind zeigt sich daß der zweyte das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meynung gelten zu machen daß, da sie die Gewalt nicht haben den Grafen abzusetzen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen; worin beyde zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit wären denn die Hauptpersonen genugsam, in Bezug auf jene Scenenfolge,

geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Es ist keineswegs theilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bey der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch es sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das was auf der Bühne geschieht; ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beyfällig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken daß ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, wel-

ches keine verständige Prosa nachzuthun vermag; so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bey strenger Aufmerksamkeit, insofern dieß einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zuviel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gerne classisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache, vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen. Er verschmähe fernerhin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beym Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaß ist der eilffylbige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freyen Recitativ ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle geistreiche Declamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der Deutschen, höchst angemessenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewissenhaft versuchte Uebersetzung mehrerer Stellen ist uns nicht in dem Grade gelungen daß man die Verdienste des Originals

daran erkennen würde, deßhalb wir den Dichter in seinem eigenen Idiom sprechen lassen.

Atto primo. Scena seconda, il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non possò a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insègne
Fuggir vorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Cosi distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor ch' ei puote

Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciotto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che, quando

Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo,
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Urworte Orphisch.

Nachstehende fünf Stanzen sind schon im zweyten Heft der Morphologie abgedruckt, allein sie verdienen wohl einem größeren Publicum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünscht daß zum Verständniß derselben einiges geschähe, damit dasjenige was sich hier fast nur ahnen läßt auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben sey.

Was nun von älteren und neueren orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch, compendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese we-

nigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

Δαιμων, Dämon.

Wie an dem Tag der Dich der Welt verliehen
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz wonach Du angetreten.
So mußt Du seyn, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Ueberschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bey

der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakteristische wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bey noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl gestehen daß angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles Uebrige des Menschen Schicksal bestimme.

Deßhalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individiums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zu-

sammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwicklende Wesen kommt freylich in mancherley Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie

---

Τυχη, das Zufällige.

Die strenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst Du, bildest Dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.
Im Leben ists bald hin= bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, so wie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen und die Tyche kann nur bey Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beyspiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen in andere Welttheile versetzt legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen seyn; zugleich aber auch werden sich bey Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bey der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und national ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterinn, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, so wie

alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freylich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigenliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer nothwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt was denn eigentlich zu thun sey, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich, mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung

findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Ἔρως, Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das Edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserey, nur denken möchte; hier ver-

binden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen, und doch sind es Zufälligkeiten die sich unterschieben, Fremdartiges was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier ist keine Gränze des Irrens: denn der Weg ist ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das was auf das Besonderste angelegt schien ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwey letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst wessen der Dä-

won fähig sey; er, der selbstständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand wenn Tyche, da oder dort, in den Weg trat, er fühlt nun daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sey; jetzt wird er in seinem Innern gewahr daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweytes Wesen, eben wie sich selbst, mit ewiger unzerstörlicher Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt gethan, so ist durch freyen Entschluß die Freyheit aufgegeben; zwey Seelen sollen sich in einen Leib, zwey Leiber in eine Seele schicken und indem eine solche Uebereinkunft sich einleitet, so tritt, zu wechselseitiger liebevoller Nöthigung, noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden, groß

ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus so viel Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgend einem Theile, und, anstatt daß er sich im Ganzen freuen sollte, leidet er am Einzelnen und dem ohngeachtet wird ein solches Verhältniß so wünschenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen jeden an und man läßt sich gefallen die Nachtheile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm, eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr daß auch dem Ganzen fromme was der Einzelne beschloß, sie macht den Beschluß unwiederruflich durchs Gesetz; alles was liebevolle Neigung freywillig gewährte wird nun Pflicht, welche tausend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sey, läßt weder Staat, noch Kirche, noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Theile sehen sich durch die bündigsten Contracte, durch die möglich-

sten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Theil durch Wankelmuth und Willkühr gefährdet werde.

Ἀναγκη, Nöthigung.

Da ist's denn wieder wie die Sterne
wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkühr
stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrey denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; niemand ist dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Text darreichte, niemand der sich nicht peinlich gezwängt fühlte wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar mancher der verzweifeln möchte wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüth sich gern den Commentar sittlich und religios zu bilden übernehmen wird.

Ελπις, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärtge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt.

Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt,
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelschlag! und hinter uns Aeonen.

Bedenklichstes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal daß wir in einem Irrthum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtseyn und begreifen daß ein Irrthum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treff-

liches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freylich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrthum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende tantalisch-sysiphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthe gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich gebohren sind.

Zahme Xenien.

Ich rufe dich verrufnes Wort
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags
Die wirken immer fort.

„Warum willst du dich von uns allen
Und unserer Meynung entfernen?'
Ich schreibe nicht euch zu gefallen
Ihr sollt was lernen.

„Ist denn das klug und wohl gethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!"
Erwachsne gehn mich nichts mehr an,
Ich muſs nun an die Enkel denken.

Und sollst auch DU und Du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu
Thu ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raschen Wort
Und so verzeiht dem Plaudern;
Denn jetzo wär's nicht ganz am Ort
Wie bis hierher zu zaudern.

Wer in der Weltgeschichte lebt
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.

„Sag mir worauf die Bösen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen;
Das meynen sie heiſse erwerben.

„Was ist denn deine Absicht gewesen
Jetzt neue Feuer anzubrennen?“
Diejenigen sollen's lesen
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn
Als ich zu neuem Tag erwacht.

„Deine Zöglinge möchten dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden
Was willst du uns für Lehre sagen? —“
Keine Kunst ist's alt zu werden,
Es ist Kunst es zu ertragen.

Nachdem einer ringt
Alſo ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

Den hochbestandnen Förenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich so! — ! — ! — ! Man wird ihn bald
Als Brennholz niederschlagen.

Die Axt erklingt, da blinkt schon jedes Beil,
Die Eiche fällt und jeder holzt sein Theil.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt
Ist längst vorbey gegangen,
Was mit und an dir liebte, litt
Hat sich wo anders angehangen;
Die Jugend ist um ihrentwillen hier,
Es wäre thörig zu verlangen:
Komm ältele du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweisen,
Alter! geh auf Reisen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,

Eine schöne Gemeinde,
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben sie von mir gelernt,
In Gesinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Person komm' ich neu.
Wir haben kein Conto miteinander,
Sind wie im Paradies selbander.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig.

Von heiligen Männern und von weisen
Liefs ich mich recht gern unterweisen,
Aber es müfste kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn;
Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Hast du es so lange wie ich getrieben;
Versuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig soll ich hier verpassen
Meine Müh und Fleifs;
Alles soll ich gelten lassen
Was ich besser weifs.

Hör auf doch mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Bescheidenheit würde dir löblicher stehn.
Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen,
So mufst du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Gesellen;
Aber Leiden sucht und hegt sie,
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt sie.

Einsam, oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,

Werden vor und nach einandar
Einer mit dem andern scheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Ins holde Leben wenn dich Götter senden,
Geniesse wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich dich hinaus zu wenden,
Nimm dir's nicht übel: allen scheint es so.

Nichts vom Vergänglichen
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weis' verschuldet?
Diese Strafe in alten Tagen!

Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt mufs ichs an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerstehn?"
Ich widerstreb' ihr nicht, ich lass' sie gehn.
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt
Bis sie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärst du's nicht und läfst sie gehn?"
Geht's mich denn an wenn sie mich nicht verstehn?

„Sag nur wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmafsliches Wesen?"
Fürwahr sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Ich hör' es gern wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willst du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge schlagen!“
Wär' ich nicht mit Ehren alt
Wie wollt' ich die Jugend ertragen.

„Was wir denn sollen?
Sag uns in diesen Tagen.“
Sie machen was sie wollen,
Nur sollen sie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügerischer Wicht,
Verträgst du dich mit allen?“
Ich leugne die Talente nicht,
Wenn sie mir auch mifsfallen.

Wenn einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weiſs das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts;
So heiſst es: thue selbst was rechts.

„Du Kräftiger sey nicht so still,
Wenn auch sich andere scheuen.“
Wer den Teufel erschrecken will
Der muſs laut schreyen.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!“
Ich habe mich nie verrechnet
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal
Irrthum über Irrthum allzumal,
Kommen wir wieder ins Freye
Doch da ist's gar zu weit und breit,
Nun suchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg auf's neue.

Giebt's ein Gespräch? wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger versteckt.
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen
Das ist die Köcherey die mir am besten schmeckt.

Kennst du das Spiel? wo man, im lustgen Kreis,
Das Pfeifchen sucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daſs er's weiſs,
In seines Rockes hintre Falten bindet,
Das heiſst: an seinen Steiſs.

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her.
Bedenke dann, das macht dich gleich gelind,
Dafs Narrenwärter selbst auch Narren sind.

Wo recht viel Widersprüche schwirren
Mag ich am liebsten wandern,
Niemand gönnt dem andern —
Wie lustig! — das Recht zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andere kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde steckt ein Mann.

Hat Welscher - Hahn an seinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;

Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide.

Wie gerne säh' ich jeden stolziren
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübschen Leute
Mir nicht gefallen sollen?"
Manchen hält man für fett,
Er ist nur geschwollen.

Da reiten sie hin! wer hemmt den Lauf!
Wer reitet denn? Stolz und Unwissenheit.
Laſs sie reiten! da ist gute Zeit,
Schimpf und Schade sitzen hinten auf.

„Wie ist dir's doch so balde
Zur Ehr' und Schmach gediehen?"
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beschrien.

Die Freunde.

O! laſs die Jammer-Klagen;
Da nách den schlimmsten Tagen
Man wieder froh genieſst.

Hiob.

Ihr wollet meiner spotten,
Denn, ist der Fisch gesotten,
Was hilft es daſs die Quelle flieſst!

Was willst du mit den alten Tröpfen,
Es sind Knöpfe die nicht mehr knöpfen.

Laſs im Irrthum sie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn,
Bist ins Freye du gerettet
Niemand sollst du nach dir ziehn.

Aber alles was begegnet
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sey belehrt, es sey gesegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

Ins Sichere willst du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit:
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten
Wo wäre denn frohe Gewiſsheit.

„Was willst du daſs von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?“
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

„Triebst du doch bald dieſs bald das!
War es ernstlich, war es Spaſs?“
Da ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?
Das Thun interessirt,
Das Gethane nicht.

„So still und so sinnig!
Es fehlt dir was, gesteh es frey.“
Zufrieden bin ich,
Aber mir ist nicht wohl dabey!

Weiſst du worin der Spaſs des Lebens liegt?
Sey lustig! — geht es nicht so sey vergnügt.

Bildende Kunst.

Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beyde stets vor Augen:
Denn was soll die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh du von der Liebe sprichst
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

I.

Iliadis Fragmenta

antiquissima cum picturis etc. Editore Angelo Majo. Mediolani MDCCCXIX. Gr. Folio.

Aus den öffentlichen Blättern werden sich unsere Leser zuverlässig der Nachricht zu erinnern wissen, daß in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mayland ein sehr altes Manuscript aufgefunden worden, Fragmente aus der Ilias enthaltend und mit vielen Malereyen geziert. Dieses Werk ist nun sehr schön gedruckt erschienen, mit großen Quadratlettern, der Handschrift nachgebildet und die Gemälde sauber in Umrissen mit wenigen Schattenstrichen dazu ge-

stochen. Wir finden keine gegründete Ursache an der Treue dieser Abbildungen zu zweifeln, da sie in allen Theilen eine lobenswürdige Sorgfalt verrathen, auch der Kupferstecher sich, wie billig, enthalten hat die vom Alter und Zufall beschädigten Stellen der Originale willkührlich zu ergänzen, sondern Löcher, Risse und Erloschenes gewissenhaft angedeutet.

Ueberhaupt besteht das Werk aus acht und funfzig Gemälden, alle aus der Ilias gezogen, vom ersten wo Chryses zum Apollo fleht und dieser seine Pfeile unter die Griechen sendet, bis zum letzten, welches den Priamus darstellt, traurig mit Geschenken ins griechische Lager fahrend, um Hektors Leichnam vom Achilles zu verlangen. Unter jedem Gemälde stehen 10 bis 12 Verse oder nach Beschaffenheit mehr und weniger aus dem bezüglichen Gesange der Ilias, wodurch der Inhalt der Bilder erklärt wird.

So viel haben wir geglaubt über das aufgefundene alte Manuscript im Allgemeinen

berichten zu müssen, von dem der Mayländische Herausgeber vermuthen will, es rühre aus dem 5ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung her. Was nun die erwähnten unter den Gemälden stehenden homerischen Stellen betrifft, den Werth der etwa in denselben befindlichen noch nicht bekannten Lesarten, wie auch den der alten ebenfalls neuaufgefundenen Scholien, welche als Anhang beygedruckt sind, ist Sache der Sprachgelehrten. Ueber die Gemälde aber finden wir uns zu nähern Betrachtungen aufgefordert, weil sie uns in gewissem Sinne ein wahrhaft erheblicher Fund scheinen, werth der nähern Aufmerksamkeit der Kunstfreunde wie der Alterthumsforscher.

Ein großer Theil dieser Bilder, wenige nur ausgenommen, enthalten Gruppen, einzelne Figuren und Motive, welche, nach Gewährschaft mehrerer Kennzeichen, von ältern bessern Kunstwerken geliehen sind, selbst in einigen ganzen Bildern läßt sich die Nach-

ahmung solcher Muster erkennen; hierbey darf man jedoch nicht an wirkliche genaue Copien nach ältern trefflichen Werken denken, sondern der Künstler welcher die Gemälde im Mayländischen Codex verfertigt, hat, wie wir glauben, bald mit größerer, bald mit geringerer Sorgfalt nach flüchtigen Entwürfen, zuweilen wohl gar nur aus flüchtigen Erinnerungen ohne vorliegendes Muster gearbeitet und diese Vermuthung wird um so wahrscheinlicher, da mehreres im Ganzen vortrefflich zu nennendes sich findet, was aber im Detail sehr mangelhaft ist. Dieses gilt besonders vom Poetischen der Erfindung wie auch von der Anordnung der Gruppen; denn die Beschaffenheit der Zeichnung überhaupt, Formen, Verhältnisse und Ausdruck können keine große Verdienste haben, weil die Bilder aus Zeiten gesunkener Kunst herrühren, aus welcher Ursache man auch denen, am sichersten für Nachahmungen anderer besserer Werke zu haltenden Figuren, Gruppen u. s. w.

nur wenige Genauigkeit zutrauen darf; indessen sind sie immer noch sehr schätzenswerth, wenn wir sie auch bloß als Andeutungen, als Erinnerungen an verloren gegangene edle Werke der Kunst betrachten.

Den nachzubilden unternommenen Mustern scheint der Maler des Mayländischen Codex, bey folgenden Numern, im Ganzen der Compositionen, am meisten treu geblieben zu seyn.

V. Achilles, welchem die Herolde Talthybius und Eurybates die Briseis abfordern; beyde Herolde sind ihrer großen Hüte wegen merkwündig. Achilles, der mit leidenschaftlichem Unwillen zu ihnen spricht, ist gut gestellt.

VI. Die Herolde führen das Mädchen weg, Achill sieht ihnen zürnend nach, Briseis hingegen mit Neigung auf das Zelt und den Helden zurück.

X. Gastmal der Götter, Vulkan reicht ihnen den Becher, Apoll führt den Chor der

Musen an welche singen; merkwürdige Figuren im Basreliefgeschmack angeordnet.

XII. Opfer der Griechen in Aulis. Calchas deutet das Wunder der Schlange welche die Sperlinge frißt. Der Seher ist eine würdige Figur, geschmackvoll drappirt, die Gruppe, das griechische Heer und die Führer desselben vorstellend, wäre wohl werth an der Trajanischen Säule zu stehen.

XIV. Acht der Helden aus Troja stehen an der Spitze ihres Heers; eine große Gruppe, ebenfalls an die Basreliefe der trajanischen Säule erinnernd.

XXXI. Rath der griechischen Führer, hinter ihnen das Heer unter Waffen, die Herolde zu beyden Seiten, Agamemnon redet; das Ganze wieder auf Weise der beyden Vorigen angeordnet.

XXXIII. Berathung der Griechen Kundschafter in das Lager der Trojer zu senden.

Sechs der Häuptlinge sitzen neben einander auf einem im Halbkreise gebogenen Thron oder Divan, Ulysses und Diomedes stehen, Nestor auch, ihnen zusprechend. Symmetrische Composition, im Sinne eines Basreliefs, wohl erfunden und in allen ihren Theilen bedeutend.

LIV. Bis vor Trojas Mauern sind die Griechen gerückt, schildbedeckt; Hektor weilt noch allein vor der Stadtpforte, Frauen rufen ihm von den Mauern bittend zu. Offenbar ist dieses Stück einer erhobenen Arbeit von Verdienst nachgebildet. Die Anordnung ist gut, die Figuren größer gehalten als in den übrigen Gemälden, zudem ist auch der Styl und die Zeichnung der Formen beträchtlich besser.

Einzelnes aus bessern Werken entlehnte, auch wohl mehreres ungleichartige in demsel-

den Gemälde zusammengestellte glauben wir zu finden in:

I. Apollo auf Bitte des Chryses sendet tödtende Pfeile unter die Griechen. Die reiche wohlgeordnete Gruppe Todter, Sterbender in diesem Bilde zeichnet sich, auch hinsichtlich auf Mannigfaltigkeit und Gehalt der Motive so vortheilhaft aus, daß wir uns überzeugt achten dieselbe sey irgend einem berühmten Kunstwerke nachgebildet und zwar allem Anscheine nach einem Gemälde, da hingegen für eine andere Gruppe eben dieses Bildes, die zum Rath versammelten griechischen Führer darstellend, eher erhobene Arbeit von der Art wie auf der Trajanischen Säule vorkömmt zum Muster gedient haben mag.

IX. Götterversammlung. Jupiter, Juno, Mars, Apollo, Minerva und Venus sitzen auf einem gemeinschaftlichen, sich im Bogen umherziehenden Thron; hinter dem Apollo

sieht man noch den Merkur stehen und auf der Seite im Bilde Jupitern zum zweyten Male, hier auf einem besondern Throne sitzend und Thetis welche vor ihm knieet. In diesem Bilde nun hat die Gruppe der auf dem großen Throne beysammen sitzenden Gottheiten etwas Hochedles, Herrliches im Styl und in der Anordnung des Ganzen, welches nicht zweifeln läßt der Künstler habe bey derselben irgend ein großes Meisterstück in Gedanken gehabt, denn daß er nicht eigentlich copirte ist klar, weil die Gebärde des quer über den Leib gelegten rechten Vorderarms sich mehrere mal wiederholt. Die Nebengruppe, Jupiters und der Thetis, mag anderswoher entlehnt, vielleicht gar eigne Erfindung des Künstlers seyn, welcher den mayländischen Codex mit Gemälden schmückte; sie ist von weit geringerm Verdienst, sowohl des Styls als der Anordnung im Ganzen.

XXIII. Hier sitzen vier Gottheiten, nämlich Jupiter, Juno, Minerva und Apollo

beysammen, auf einwärts gebogenem Thron; Mars tritt vor ihnen auf, sich über den Diomedes beschwerend, von welchem er verwundet worden, jene hadern mit dem Kriegsgott, Juno allein scheint zu seinen Gunsten dem Jupiter zuzureden. Die vier sitzenden Gottheiten sind von wahrhaft edlem Styl, auch als Gruppe wohl angeordnet; sie dürften in beyderley Hinsicht unter das allerbeste gehören was in dieser ganzen Bilderreihe zu finden ist, und sind zweifelsfrey einem vortrefflichen Kunstwerk nachgebildet, dahingegen die mittelmäßig ausgefallene Figur des Kriegesgottes anderswoher entlehnt, oder, wie vorhin auch vom Jupiter und der Thetis Nro. IX. vermuthet worden, vielleicht eigene Erfindung des Malers seyn mag.

Deutlicher noch verräth sich die Benutzung von mehr als einem Vorbilde in dem Gemälde No. XXXV., wo links Ulysses und Diomedes die schlafenden Thrazier überfallen und

tödten, rechts die geraubten Pferde den Griechen vorführen. Dort machen die beyden würgenden Helden mit den schlafenden Feinden eine künstlich im Kreis geordnete Gruppe, vielleicht einer erhobenen Arbeit nachgebildet. Die Helden mit den Pferden sind, obgleich an sich keineswegs verdienstlos, doch von anderer geringerer Art und Styl, schon als Gruppe betrachtet minder elegant angeordnet und lassen, jener größern gegenüber, die Composition ohne das erforderliche Gleichgewicht. Aber das Bild No. XLIX., den Kampf um den Leichnam des Patroklos darstellend, berechtigt uns mehr als jedes andere zu der Vermuthung, der Verfertiger dieser Gemälde habe, indem er ältere Kunstwerke nachbildete, bedürfenden Falls auch wohl eigene Figuren angebracht; denn in dem erwähnten Gemälde ist die Anlage des Ganzen unstreitig lobenswerth, allein die übel gezeichnete Figur des todten Patroklos erscheint fremde, nur eingeschoben, und keineswegs

der Gegenstand um den die Streitenden sich schlagen.

Die Gruppe trojanischer Frauen welche der Minerva ein Opfer bringen, im Gemälde No. XXV. erinnert, durch gut angelegte Gewänder und zum Theil angenehme Stellungen der Figuren, an die Malereyen des Herkulanum und Pompeji; die am andern Ende des Bildes befindliche Darstellung, wo Hektor dem bey der Helena sitzenden Paris Vorwürfe macht, ist von schlechterer Beschaffenheit.

Der Flußgott Scamander im Gemälde No. LII. mag wohl einer Statue nachgezeichnet seyn, wir finden ihn von gutem Styl, angemessenem Charakter, auch ist seine Stellung bequem.

Ferner begegnen wir einigen Bildern welche, nach den in Kupfer gestochenen Umrissen zu urtheilen, dem Geschmack der Ge-

mälde auf Gefäßen von gebrannter Erde sich nähern. Von wirklichen Vasengemälden copirt sind sie indessen wohl schwerlich, weil diese im Alterthum, da noch aller Art Meisterstücke der Kunst in Menge vorhanden waren, unmöglich für musterhaft gelten konnten. Es sind folgende Bilder welche diese Bemerkung veranlaßten.

XVI. Schlacht wo Diomedes, von Minerva beschützt, streitet; aus Helm und Schild brechen Flammen hervor. XVII. Anderes Gefecht, wo Diomedes wieder durch flammende Waffen ausgezeichnet ist. XXI. Noch eine Schlacht; Sarpedon und Tleptolemus kämpfen, umgeben von einem Kreis Fechtender, Verwundeter und Todter; Jupiter, Juno und Minerva schauen, von Wolken herab, dem Kampf zu. XXXIV. gehört auch hierher: zur Linken nehmen Ulysses und Diomedes den Dolon gefangen, rechts aber sind sie beschäftigt ihn zu zerstücken. Oben schwebt auf Wolken die

Nacht, den Mantel ausbreitend und hat große Flügel.

In einigen andern Bildern glaubten wir Geschmacksähnlichkeit mit den erhobenen Arbeiten auf Etrurischen Graburnen zu entdecken.

Noch sind besonderer Erwähnung werth die No. LVII. und LVIII. wie Priamus aus Troja ziehen will, mit Geschenken den Leichnam des Hektor vom Achilles zu erbitten, und wie auf dem Wege zum griechischen Lager Merkur ihm begegnet, von Jupiter gesendet, den Alten zu geleiten; beyde sind gut gedacht, haben einen eigenen von den übrigen Bildern unterschiedenen Charakter und lassen vermuthen sie seyen aus irgend einem gemalten Cyclus trojanischer Geschichten entlehnt.

Aus allem Vorhergehenden ergab sich klar genug: daß zu den meisten Gemälden im Mayländischen Codex ältere gute Kunst-

werke, verschiedener Art, bald theilweise bald im Ganzen benutzt worden; nicht weniger gewiß ist es aber auch, daß manche Bilder desselben Merkmale des spätern Geschmacks und gänzlich gesunkener Kunst an sich tragen: Diesen kann man weder Verdienst der Erfindung noch der Anordnung zugestehen und sie sind offenbar eigne Entwürfe des Malers der sie ausgeführt hat; sollten wir die darin herrschende Manier näher andeuten, so möchte etwa gesagt werden: sie hätten Geschmacksähnlichkeit mit Malereyen in den Catacomben, ferner den am schlechtesten gearbeiteten Basreliefen am Triumphbogen Constantins und auf christlichen Graburnen. Gleichwohl ist dieser Maler, mit billiger Hinsicht auf die Zeit in welcher er gelebt hat, keineswegs gering zu achten, denn, wenn angenommen wird das Manuscript gehöre wirklich dem fünften Jahrhundert nach christlicher Zeitrechnung an, und die Kupferstiche seyen mit leidlicher Treue den Gemälden nachgebildet,

so war dieses Malers Kunstfertigkeit immer noch ehrenwerth, größer als man sie aus jenen Zeiten erwartet. Das oben schon mit Lob erwähnte Gemälde LIV. wo die Griechen unter Trojas Mauern sich vor Geschoß und Würfen decken, Hektor am Stadtthore steht, beweist, wenn es auch einem trefflichen ältern Kunstwerk nachgebildet ist, doch immer daß der copirende Künstler Figuren mit Geschick und Verstand zu zeichnen wußte. In No. LVI. den Wettlauf um die vom Achilles ausgesetzten Preise darstellend, hat Ulysses, nackt, aber durch seine Mütze kenntlich gemacht, hinreichend zierliche und wohlverstandene Formen. Ajax hinter dem Helden aus Ithaka ausgleitend und in den Koth fallend ist ebenfalls eine wohlgezeichnete Figur, der Ausdruck seiner Gebärde aber verfehlt, er scheint nicht sowohl hinzufallen als sich zu bücken und irgend etwas von der Erde aufheben zu wollen. Hier muß auch an die vier sitzenden Gottheiten im Gemälde No. XXIII.

als wohlgezeichnete, hübsch drappirte Figuren erinnert werden; und ähnlicher Eigenschaften wegen ist die Juno zu loben, auf dem in mehrerem Betracht merkwürdigen Gemälde No. LIII. wo Vulkan den Scamander mit Feuer ängstigt.

Licht und Schatten mag, weil das Manuscript sehr alt und manches Gemälde stark beschädigt ist, ohne Zweifel nicht mehr deutlich wahrgenommen werden, vermuthlich war die malerische Wirkung nie besonders kräftig; nach Maßgabe der Kupferstiche scheint sich die Andeutung des Schattens nur auf das Höchstnothwendige einzuschränken und der Zweck welchen der Künstler im Auge gehabt einzig der gewesen zu seyn die Hauptfiguren etwas mehr hervor zu heben.

Für das Costume enthalten diese Gemälde gar vieles Brauchbare an Gebäuden, Kleidertrachten, Geräthschaften u. dgl. doch dürfte

bey weitem nicht alles der homerischen Zeit angemessen seyn; wir wollen zum Belege hierfür nur anführen, daß die Wagenrenner im Gemälde No. LV. nach Art der römischen Aurigä gekleidet sind, überdem haben sie Mützen und lange, bis an die Knöchel der Füße reichende, die Quere gestreifte Beinkleider; wahrscheinlich eben das Costume der Wettrenner im Circus zur Zeit da das Gemälde verfertigt wurde.

Andere Stücke mögen, wie oben bereits angemerkt ist, Kunstwerken aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Styl nachgebildet seyn, daher denn mancherley Ungleichartiges im Costume entstehen mußte.

II.

Theater-Malerey.

1.

Der Theater-Maler Alessandro Sanquirico, in Mayland, hat seit 1818 angefangen ein Werk herauszugeben, welches die besten von ihm verfertigten Theaterdecorationen enthält; radirte Umrisse, sehr sauber und kräftig ausgetuscht. Sechzehn solcher Zeichnungen liegen vor uns, und da die Mayländische Schule der Decorations-Malerey ihren wohlhergebrachten Ruhm noch immer zu behaupten fortfährt, so dürfte besagtes Werk leicht unter das Beste gehören was die gegenwärtige Zeit in solchem Fach zu

liefern vermag; darum fordert es uns, mit desto größerem Recht, zur Betrachtung auf.

Vier der erwähnten Decorationen gehören zu der Oper: die zwey Waldemire: sie stellen den äußern und den innern Hof eines Schlosses, ein Gefängniß und einen sehr reich verzierten Saal dar, alles im gothischen, oder besser gesagt im Geschmack des Ritterwesens. In eben der Art, jedoch moderner und noch reicher verziert, ist 5. ein großer Gerichtssaal zur bekannten Oper la Gazza ladra. Spanisch seyn sollend und, wie man leicht bemerkt, altitaliänischen Gebäuden abgesehen, ist 6. der Hof einer halbverfallenen Burg, wo starke zum Theil eingeschüttete Säulen, auf spitzzulaufenden Bogen gewaltige Mauern tragen; zur Oper le Zingare dell'Asturia genannt. 7. Soll das Innere eines altrussischen Gebäudes vorstellen, mit viel rohem Zimmerwerk von Treppen, Gallerien, Balkenpfeilern und dergleichen zum

Ballet: die Strelitzen gehörig. Die Bauerstube 8. ganz einfach, nur gemauerte Wände und weniges Geräth; Decke und ein Verschlag zur Schlafstelle von Zimmerwerk. 9. Ist ein Kerker; weite Gewölbe, mächtige Mauern und Bogen, Scheidewände und Gänge zu höher angelegten Gefängnissen, von Holzwerk, alles durch eine Laterne erleuchtet; von der Art wie Theaterkerker gewöhnlich dargestellt werden, doch hier in Anlage und Ausführung vorzüglich. 10. u. 11. sind zwey Scenen im ägyptischen Geschmack, zu einem Ballet Psammi (vermuthlich Psammetichus). 12. u. 13. zeigen den modernen, vom Griechischen und Römischen abgeleiteten Geschmack in der Architektur: jene zum Ballet Arsinoe e Telemaco, diese zu einem andern Ballet, Mirra genannt. 14. 15. u. 16. sind landschaftliche Darstellungen; die eine, Aussicht aus einer Felsenhöhle aufs Meer, die andere das Lager des Astyages unter Bäumen bey Mondenschein,

aus dem Ballet il trionfo di Cirro, die dritte und schönste zum Ballet il Dedalo, ebenfalls Aussicht aufs Meer, im Vordergrund große Bäume und Säulenreihen eines prächtigen Gebäudes von dorischer Ordnung.

Uebergehend zu allgemeinen Betrachtungen kann man nach Maßgabe dieser Zeichnungen sagen: Herr Sanquirico sey der Theatermalerey, nach jetzigem Zustand derselben, in ihrem ganzen Umfange mächtig. Er bedient sich der Perspective verständig und gewandt; in Hinsicht auf Erfindung, Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Motive gebührt ihm großes Lob. Zwar verstößt er oft arg gegen das Costume, der Palast des Ulysses, zum Beyspiel, ist nicht nur von moderner Architektur, sondern auch mit Statuen römischer Consuln und Imperatoren geziert, und der Tempel des Jupiter, im Ballet Mirra, sieht eher einer geschmückten Halle als einem Tempel-Gebäude ähnlich; aber man muß beden-

ken daß in den Theaterstücken, zu denen diese Decorationen gemacht sind, das Costume auch nicht besser beobachtet ist, daß die Malerey hier nicht selbstständig, sondern bloß als begleitende, untergeordnete Kunst auftritt, und in jedem Fach der theateralischen Kunst ein Ueberschreiten des streng zu rechtfertigenden, nach Ueppigkeit und Fülle hin geduldet wird. Licht und Schatten weiß unser Künstler richtig und mit Geschmack auszutheilen, seine Bilder sind von Seiten des malerischen Effects alle lobenswerth, einige sogar vortrefflich zu nennen. Es zeichnen sich in diesem Betracht vornehmlich die Bauernstube 8. und die beyden Gefängnisse 3. und 9. vortheilhaft aus; das meiste Verdienst im Ganzen aber dürfte No. 12. Hof und Halle eines reich geschmückten Palasts haben, wo die Architektur von gutem Geschmack, die Wirkung von Licht und Schatten so angenehm als kräftig und das Bild überhaupt als Architektur=Gemälde allen billigen Forderungen genug thut. Nächst diesem

scheint uns das vorhin unter No. 10 angegebene Bild, ein Zimmer im Innern einer ägyptischen Pyramide darstellend, das untadelichste, die Construction ist gut, die Verzierungen passend und die Beleuchtung, wie vom Schein verborgener Lichter, ungemein malerisch und wirksam. Noch verdient die Ufer-Scene, mit Gebäuden, Bäumen und über dem Meer untergehender Sonne No. 16. als in ihrer Art vorzüglich rühmliche Erwähnung; sie läßt vermuthen daß Hr. Sanquirico auch im Colorit viel zu leisten vermag, er würde sich außerdem eine solche schwere Aufgabe nicht zugemuthet haben.

2.

Mit Vergnügen sehen wir uns im Stande auch deutscher Kunst-Producte dieser Art beyfällig zu gedenken. Es liegen vor uns:

Sechs große colorirte Blätter von Herrn Friedrich Beuther, eben so

viele Decorationen darstellend, welche derselbe für die Theater zu Weimar und Würzburg ausgeführt.

Das eine dieser Blätter ist eine große gothische Halle mit ansteigenden Treppen, nach höher gelegenen Sälen; Wände und Pfeiler geschmückt mit Ritter-Statuen. Ein anderes Blatt enthält eine Halle, deren reich verzierte Gewölbe von gekuppelten Säulen und Pilastern gestützt sind.

Auf einem dritten, zur Oper Titus gehörig, sieht man das Capitol.

Auf dem vierten, eine große gothische Kirche; diese Decoration gehört zu Schillers Jungfrau von Orleans und die staffirenden Figuren stellen den feyerlichen Zug des Königs dar, welchem die Jungfrau, das Panier tragend, vortritt.

Das 5te und 6te Blatt sind beydes ägyptische Scenen, zur Zauberflöte gehörig.

Jenes stellt den Vorhof zum Tempel der Isis, dieses den Tempel selbst dar.

Es ist etwas Räumliches, Weites in allen diesen Darstellungen; das Capitol und der Isistempel erscheinen als unabsehbare Gebäudemassen; noch mehr Kunstverdienst glauben wir indessen dem Bild mit der gothischen Kirche zuschreiben zu dürfen, nicht nur ist diese Kirche von reiner tüchtiger Architektur in ihrer Art, sondern die Umgebung von Häusern, Thürmen, Straßen überredet so zu sagen den Beschauer daß es die Hauptkirche einer bedeutenden Stadt sey und in der Mitte derselben gelegen.

3.

Decorationen auf den beiden königl. Theatern zu Berlin unter der General-Intendantur des Herrn Grafen von Brühl. Nach Zeichnungen des Hrn. Geh. Ob.

Bauraths Schinkel u. a. 1stes Heft. Berlin bey L. W. Wittich.

Es enthält dieses erste Heft sechs Blätter, in groß Realfolio-Format, von Dietrich und Jügel sehr sauber gestochen und colorirt.

Erstes Blatt. Der Tempel des Apollo in der Oper Alceste. Man erblickt das Innere des Tempels, reich geschmückt mit heiligen Geräthschaften und dem colossalen Götterbild. Die Architektur ist dorisch, doppelte Säulenreihen stehen übereinander.

2. Die Burg Ringstädten in der Oper Undine. Romantische Gegend und gewaltiges Ritterschloß von Wasser umgeben.

3. Saal, im Trauerspiel König Yngurd. Architektur aus dem Mittelalter mit runden Bogen und reich verziert. Dieses Stück scheint den Vorzug vor allen übrigen zu ver-

dienen, die Erfindung ist einfach, die Wirkung des Ganzen angenehm.

4. Schloßhof der Burg Turneck, im Trauerspiel Käthchen von Heilbronn. Malerische reich abwechselnde Gebäudeformen, auf Klippen, aus einem tiefen Thalgrunde aufgebaut, im Ganzen von gefälliger Wirkung, nur vielleicht der Raum zu sehr angefüllt.

5. Halle von gothischer Architektur mit der Aussicht auf die Stadt Rheims, besonders auf die Domkirche derselben; zum Trauerspiel die Jungfrau von Orleans. Ein Blatt welches durch einfache Tinten und wohlgesonderte Gründe sich auszeichnet; hinsichtlich auf malerische Wirkung das beste.

6. Aussicht auf die Stadt Jerusalem und die Burg Sion in der Oper Athalia. Heitere, freundliche Aussicht auf Stadt und Burg; gegen den Vorgrund heran zieht

sich eine lange Reihe Gebäude von ägypti- schem Geschmack.

Vergleicht man die Decorationen des Herrn Sanquirico mit den Blättern des Herrn Beuther und denen aus Berlin, so dürfte ungefähr Folgendes das Ergebniß seyn.

Der Mayländer, einer, in gewissem Sinne vollendet zu nennenden Schule ange- hörig, ist mit der malerischen Wirkung am besten vertraut, in den Künsten der Beleuch- tung vorzüglich erfahren und besitzt einen reinen Geschmack in der schönen Architektur, wenn er sich auch, bey strenger Prüfung, in einzelnen Fällen nicht immer bewähren sollte. Bey ausgebreiteten Kenntnissen weiß er die Ansichten, welche die großen und schönen Gebäude seines Landes im Aeußern und In- nern darbieten, mit gar vieler Gewandtheit für seine Zwecke zu benutzen.

Herr Beuther steht dem Mayländischen Künstler, mit seiner vorerwähnten großen

gothischen Kirche, sehr ehrenhaft gegenüber und, muß er ihm hinsichtlich auf Scenen mit zierlicher moderner Architektur den Vorzug einräumen, so dürften hingegen seine Bauernstuben und Zimmer aus Bürgerhäusern (wir urtheilen hier nach wirklich ausgeführten Decorationen des Weimarischen Theaters) besser entworfen seyn, wohnbarer und für den Aufenthalt anziehender erscheinen, wobey freylich zu bedenken ist daß Hr. Sanquirico, in dergleichen Scenen, durch die gewaltige Größe des Theaters della Scala zu Mayland, für welches er arbeitet, genirt seyn mag.

Die Figuren sind in den Mayländischen Decorationszeichnungen zwar nur scitzenmäßig, doch mit Geschmack und Geist behandelt und überhaupt besser gerathen als in Herrn Beuthers Blättern. Wir würden diesen Umstand unberührt lassen, geschähe es nicht in der guten Absicht sagen zu können: daß wohlgezeichnete Figuren ein Perspectiv-Gemälde, eine Land-

schaft zwar allerdings zieren, doch wird man solche vom Künstler nicht eigentlich fordern können, dieser ist bloß für das unmittelbare, zu seinem Fach Gehörige verantwortlich; Staffage aber, sie sey nun von welcher Art sie wolle, ist immer nur eine willkührliche Zugabe, und manche Bilder würden vielleicht durch Wegnahme der staffirenden Figuren mehr gewinnen als verlieren. Diese Ansicht scheinen die Künstler der angezeigten in Berlin erschienenen Blätter mit uns zu theilen und haben darum keine Staffage-Figuren angebracht, sondern bloß mitgetheilt was allenfalls dem Decorationsmaler, der sich dieser Muster bedienen will, auszuführen obliegt.

Betrachten wir eben diese Blätter hinsichtlich auf erzielte malerische Wirkung durch Licht und Schatten, so fehlt es zwar nicht an Massen und den Massen nicht an Kräftigkeit; Hr. Sanquirico aber weiß sie besser zu handhaben, und Herr Beuther ebenfalls;

ihre Schatten sind weicher, malerischer, weniger schneidend und sonach für das Auge des Beschauers gefälliger. Ueberwiegende Gründe mögen es räthlich gemacht haben, in den Decorationen 1. u. 3. den perspectivischen Augpunct gerade in der Mitte des Bildes anzunehmen; sonst pflegen die Theatermaler denselben immer mehr und weniger nach der einen Seite hin zu rücken, damit sie größere Mannigfaltigkeit in den perspectivisch laufenden Linien erhalten und eben deswegen hat die gothische Halle No. 5 in ihren architektonischen Formen mehr Mannigfaltigkeit und stellt sich gefälliger dar, weil besagter perspectivischer Punct hier etwas nach der rechten Seite hin gesetzt ist.

Auf dem Umschlag des Hefts findet man unter dem Titel eines Vorworts einiges zur nähern Aufklärung über diese Blätter beygebracht. Es wird nämlich gesagt: als Hauptgrundsatz werde von der Berliner Theater-

Direction angenommen, daß bey jeder Decoration das Charakteristische vorzüglich heraustrete, oder daß ein richtiges Costume in denselben statt finde. Diesem Zweck nun ist auf eine löbliche Weise mit Fleiß und mit Sorgfalt entgegen gearbeitet und da das Charakteristische als die trefflichste Grundlage der Kunst zu betrachten ist, so werden weitere Bemühungen und Fortschritte auf diesem Weg zum edlen Ziele leiten.

Mit Lob müssen wir endlich noch die reinliche Arbeit dieser Blätter erwähnen, nicht häufig dürfte in technischer Hinsicht mehr geleistet worden seyn.

III.

Transparent-Gemälde.

Die transparenten Gemälde welche der Maler F. N. König, aus Bern, auf seiner Reise durch Deutschland in verschiedenen Städten, so auch hier in Weimar, öffentlich vorgewiesen hat, gewähren nicht allein dem schaulustigen Publikum eine angenehme Unterhaltung, sondern ergötzen und befriedigen auch den ernster betrachtenden Kunstfreund.

Ohne zu untersuchen, auf welchen Grad die Transparent-Malerey auf Papier, wie die gegenwärtige ist, zu steigern seyn möchte, vergleichen wir sie vorübergehend mit der Glas-

malerey; dieser wird an Reiz, an verklärter Höhe der Farben, jener dagegen an gefällig fließenden Umrissen, zarter Abschattirung und dgl. der Vorzug nicht abzustreiten seyn.

Die Hauptgegenstände welche Herr König in seinen Transparent-Gemälden darstellt, sind Prospecte bedeutender und schöner Schweizergegenden, worunter die mit Mondbeleuchtung für die vorzüglichsten und überhaupt für das Beste gelten können was wir in dieser Art jemals gesehen haben. Die Gegend bey Interlaken, mit einem von Bäumen überwölbten Bauernhause im Vordergrund, zunächst der Thuner-, ferner der Brienzer-See, nebst den anliegenden Gebirgen leistet selbst strengeren Kunstforderungen als man sonst an dergleichen Werke zu machen pflegt Genüge. Das malerische Ganze, die, durch liebliche Widerscheine, erhellte Schattenparthie am Bauernhause, die grüne Nacht in den Bäumen, das ruhige, vom Mond beglänzte Gewässer des Sees, das

höhere Flimmern des laufenden Röhrenborns vor dem Hause, dessen Geplätscher man zu vernehmen glaubt, und noch anderes in der Natur wohl beobachtete und mit vieler Kunstfertigkeit dargestellte, geben diesem Gemälde wahren Kunstwerth. Der über dem Ganzen herrschende Friede erregt in jedem Beschauer wohlthuende Empfindungen.

Nahezu von gleicher Art und Kunstverdienst ist die Aussicht über die Stadt Luzern, seeauf, nach den Hochgebirgen des Unterwaldner- und Urnerlandes, zur Seite der bekannte Rigi, im Vordergrund die mit raschem Lauf dem See entströmende Reuß.

Malerische Wirkung von Licht und Schatten am glücklichsten nach allen Forderungen der Kunst ausgedruckt, findet der Beschauer in der Ansicht von Tells Capelle am Vierwaldstädter See. Hier ist angenommen daß eine Gesellschaft Reisender, bey Nacht über

den See gefahren, an der Capelle gelandet sey, und ihr Inneres bei Fackellicht betrachte, während Mondglanz auf den Wellen des Sees flimmert und die, seeabwärts, gegen Brunnen sich ziehenden Felswände matt anleuchtet.

Eben so hoch ist zu schätzen eine andere Capelle am Zugersee. Vor derselben sind Nachts einige Personen zum Gebet versammlet; eine im Inwendigen vor dem Altar und Madonnenbild hängende Lampe ergießt ihr Licht mit voller Gewalt auch über die betenden Figuren. In des Mittelgrundes Vertiefung ruhet der See und jenseits steigt der mächtige Rigiberg auf, an dessen Seite sich der Mond hervorhebt.

Ist, nach unserm Bedünken, das zuerst erwähnte Gemälde von Tells Capelle von größerem Styl, auch wohl kunstgerechter, so wird hingegen das zweyte dem Beschauer viel-

leicht noch angenehmer vorkommen. In beyden macht das fast blendende Licht der Fackeln und der Lampe auf die strengen Schlagschatten einen schönen Contrast mit dem in den Formen alles Schroffe besänftigenden Mondschein, und diese Verschiedenheit, welche der Künstler mit Aufmerksamkeit in der Natur beobachtet, ist ihm trefflich gelungen im Bilde darzustellen. Zwar wird das Auge von dem mächtigen Hauptlicht vornehmlich angezogen, aber es ergeht sich auch auf dem übrigen Raum des Bildes mit Vergnügen, begegnet keinen ganz dunkeln und darum etwa mißfälligen Stellen, sondern das Interesse wird bis an die äußersten Enden rege erhalten.

Von den Bildern mit Tages- oder Sonnenbeleuchtung haben uns vorzüglich angesprochen: das große Bauernhaus aus der Gegend von Bern, welches in heiterm Farbenton erscheint und in den Schattenpartien eine gar löbliche Klarheit hat.

Sodann das Innere einer ländlichen Wohnung, wo eine junge Frau sitzt und ihr Kind in den Schlaf wiegt. Dieses Bild ist im Ganzen von guter Wirkung und einige einzelne Parthien, z. B. das Bett, der an der Wand hängende Mannsrock, der Spiegel, die Wanduhr und das Tischgeräth bis zur Täuschung wahrhaft.

Auch der Prospect des obern Grindelwaldgletschers zeichnet sich unter den Stücken mit Tagesbeleuchtung vortheilhaft aus durch Heiterkeit und gute Farbentöne. Nicht weniger lobenswerth ist die Ansicht des obersten Falls des Reichenbaches im Ober-Haßlithal.

Als Zwischenspiel, indessen die Hauptbilder verändert werden, läßt Herr König zehn Seitenbilder sehen, verschiedene Schweizertrachten vorstellend, Halbfiguren und Kniestücke, mehrere mit landschaftlichen Gründen begleitet. Anziehend erscheinen die beiden

Bauernmädchen am Fenster, eine Einzelne in der malerischen Luzernertracht, die beyden aus Zug, deren eine der andern die Haare flicht. Zu diesen möchte auch als vorzüglich gerathen der Berner Küher (Kuhhirte) zu zählen seyn.

Zwar werden diese Figuren bey genauer Prüfung den landschaftlichen Darstellungen und zumal den Mondenscheinen den Vorzug kunstgerechterer Vollendung überlassen müssen, nichts destoweniger sind es erfreuliche Bilder, und der Künstler hat damit gezeigt, daß die Transparentmalerey auch im Fach der Figuren, bey zweckmäßiger Behandlung, vieles zu leisten verspricht.

Nach dieser so entschiedenen als angenehmen Erfahrung enthalten wir uns nicht mit einer allgemeinen Bemerkung zu schließen.

Alles in der Malerey durch die Farben zu erzielende Wohlgefällige beruht zuletzt auf dem Transparenten. Was giebt Aquarell-Malereyen ihr Heiteres, Leichtes, den Tag? als der weiße durch die übergezogenen Farben durchscheinende Papiergrund? Wie oft hört man von wohlgemalten Lüften der Oelbilder sagen: sie seyen transparent, und von Tizians bewundernswerthem Colorit an nackten Figuren, zumal weiblichen: man glaube das Blut unter der Haut fließen zu sehen?

Die anziehende Farbenpracht gemalter Fenster beruht bloß auf durchscheinendem Licht, und die Gemälde der alten niederländischen Meister werden von vielen hochgeachtet, weil ihre reichen, gesättigten, durchscheinenden Farben eine ohngefähr gleiche Wirkung thun. Das Zauberische in den Werken der großen Niederländer, aus späterer Zeit, entspringt, abgerechnet was wohlverstandene Austheilung von Licht und Schatten beitragen

mag, aus durchscheinender Klarheit der Tinten und jener über das Ganze verbreiteten, mildernden, ausgleichenden Farbe, welche der Ton genannt wird und allemal eine durchscheinende ist. Große Kunst haben in diesem Theil der Malerey Adrian von Ostade und David Teniers bewiesen, so auch Rembrandt; aber das Vollkommenste geschah durch Coreggio und in gewissem Sinne möchte man dessen Gemälde vom heiligen Georg in der Dresdner Galerie den herrlichsten Transparent nennen. Freilich braucht er keine Lampe dahinter anzuzünden, allein der Saft der Farben, ihre durchscheinende Klarheit, das, vermittelst Lasur, sorgfältig gedämpfte Herbe, Anderes so auf eben dem Wege mehr Kraft erhalten, erzielen insgesammt eine ohngefähr ähnliche Wirkung. Denken wir uns aber die Bilder der genannten Meister, zumal das letzterwähnte, noch im ersten Glanz und vollkommner Frische, so dürfte darin, wegen der uneingeschränkten Freiheit in Anwendung

der Farbenmittel, ohne Zweifel noch mehr geleistet worden seyn, als durch eigentliche Transparente jemals geschehen kann.

Damit man aber nicht glauben möge: das Vorgesetzte dürfe nur als ein willkührlich aus zufälligen Erfahrungen gezogenes Resultat betrachtet werden, so betheuern wir daß es auf die Natur der Farbe selbst gegründet sey. Wer sich davon überzeugen mag studire Goethes Farbenlehre, sowohl den didaktischen als historischen Theil, und er wird das Gesagte durchaus bestätigt und mit allen übrigen Farbenerscheinungen im Zusammenhang finden.

Ohne Durchscheinen giebts keine Farbe. Die durchscheinende Trübe ist und bleibt das Element aller Chroagenesie.

W. 12. Aprl. 1820.

IV.

Drey singende Engel,

Halbfiguren in Oelfarben gemalt von Herrn Ruhl in Cassel.

Da dieses Gemälde von der Art ist daß der Künstler, den Geschmack der alten Meister nachahmend, malerische Wirkung durch Licht und Schatten nicht gesucht, noch sein Bemühen auf sanften Schmelz der Umrisse gewendet, vielmehr diesen, wie jene alten Meister zu thun pflegten, die strengste Bestimmtheit, den Gewändern möglichste Farbenpracht gegeben, wir aber früher schon große Zweifel und Bedenklichkeiten ausgesprochen: ob ein solches zum Muster nehmen alterthümlicher,

dem Geiste nach freylich ehrenwerther, doch in Hinsicht auf die nothwendigsten Kunstregeln noch unvollkommener Werke, nützlich sey, so müssen wir billig das freundliche Zutrauen, welches Herr Ruhl durch Uebersendung seines erwähnten Gemäldes zur Ansicht uns bewiesen, desto höher anschlagen. Bey eigenem redlichen Streben ehren wir jede Meynung, jedes aufrichtige Bemühen, und halten für Pflicht das Verdienstliche, unter welcher Form es erscheinen mag, aufrichtig anzuerkennen.

Fassen wir den Inhalt des Gemäldes im Ganzen richtig, so hatte Herr Ruhl sich vorgenommen durch sein Bild an Gefühle zu erinnern, deren sich mancher Beschauer desselben froh bewußt seyn dürfte. Wenn nämlich am Abend das Licht gesunkener Sonne alle Umgebung mit der Glorie goldenen Scheines übergießt, da erhebt sich Geist und Sinn, da werden gleichsam Engelsstimmen

wach, dem Ewigen Preis und Loblieder darzubringen. Dieses glauben wir, habe der Meister erzielen wollen und daher einen so heitern landschaftlichen Grund gewählt, wo, über einem ruhig dahinströmenden Fluß, jenseitige Höhen im Abendschein glänzen, hinter denselben herauf leuchtet der Sonne Gold und Purpur allmählich schwindend im entgegengesetzten tiefen Himmelsblau, wo blaß aufgegangen schon der Mond steht. Im mittlern Grund diesseits des Flusses ragen schlanke Cypressen, bey ihnen blüht Oleander, näher Aloe, Rosen, hochaufgeschossener Lorbeer. Von den drey Engeln, welche sämmtlich singen, hält der in der Mitte stehende, blau gekleidete, ein Notenblatt, der Zweite aber, grün und violet, wie auch der Dritte im Purpurgewand halten Saiten-Instrumente, mit denen sie den Gesang zu begleiten scheinen. Wie die Figuren als Gruppe zusammengestellt, wie die einzelnen Theile derselben, vornehmlich Köpfe und Hände kunst-

mäßig vertheilt zu einem geregelten Ganzen zierlich geordnet sind, verdient alles Lob und zwar um so mehr als eben dieses wichtige Kunsterforderniß von vielen unserer Zeitgenossen vernachlässigt wird.

Auf die Zeichnung verwendete Hr. Ruhl nicht geringere Sorgfalt; sie ist bestimmt, in einigen Theilen sogar etwas strenger als gerade nöthig seyn dürfte; überhaupt erkennt man das Streben nach zierlicher Form wie dem Gegenstand angemessen war. Vorzüglich haben die Hände viel pflegenden Fleiß erfahren und sind, wie sich leicht wahrnehmen läßt, schöner Natur gar fleißig nachgebildet. Dieselbe Bemerkung gilt auch von den gefälligen Formen des Halses an allen drey Figuren. Den Ausdruck betreffend geben wir dem blau gekleideten Engel den Vorzug, himmlisch ruhigen Gemüths, ernst und fromm schaut er in das Notenblatt, welches er in der Rechten hält, lieblich ist die sanfte Nei-

gung des schönen blondgelockten Haupts und zart empfunden das leise, freundliche Auflegen der linken Hand auf die Schulter des in Purpur gekleideten. Dieser sieht sich nach dem Beschauer um, doch ohne Theilnahme, als horche er bloß auf die Harmonie der Musik. Der dritte, im grünen Gewand, hat ungefähr ähnlichen Ausdruck, richtet aber den Blick nach den beyden andern hin; wegen etwas eckiger Gesichtsformen ist er am wenigsten anziehend, auch werden im geöffneten Mund die Zähne sichtbar, welches allemal dem Ausdruck einiges Herbe mitzutheilen pflegt. Hingegen ist das Gewand dieser Figur untadelhaft; wir stehen nicht an besonders den grünen Ueberwurf ein Meisterstück zu nennen, dessen wohlgewählte Falten, vornehmlich unten um den Schooß, gar niedlich fallen; zudem hat die Farbe dieser Gewänder ganz ausnehmenden, man möchte sagen kaum höher zu treibenden Glanz, woferne der Künstler nicht selbst sich überboten und die Smaragden, wo-

mit die goldne Stickerey um den Hals und an den Ermeln verziert ist, noch leuchtender zu malen verstanden hätte. Nicht weniger Kunst und Sorgfalt in der Ausführung ist auch dem purpurnen Gewand des gegenüberstehenden Engels nachzurühmen. Die Farbe hat möglichste Pracht, Gewalt und Sättigung; an dem weiten, den linken Arm, bis nahe zum Handgelenke deckenden Ermel fallen die Falten zierlich, und jene unter dem Gürtel um die Lenden sind ihrer Bedeutung wegen lobenswerth, indem sie errathen lassen was außer dem Gemälde vom Künstler bloß gedacht, nicht dargestellt ist, nehmlich daß diese Figur auf dem rechten Fuß gerade steht, den linken aber mit gebogenem Knie, wie etwa auf eine vor ihr gelegene hohe Stufe, oder Schemel gesetzt hält. An den Flügeln dieser Figur dürfte ein streng urtheilender Beschauer, so schön und fleißig dieselben auch ausgeführt sind, vielleicht doch die Motivirung wahrscheinlicher wünschen, sie scheinen nehm-

lich mehr dem Gewand angeheftet als dem Körper angehörig; es muß indessen zur Entschuldigung bemerkt werden daß bekleidete Figuren mit Flügeln, vom Rücken gesehen, sehr schwierige Aufgaben sind. Nach Maßgabe antiker Statuen ist es vortheilhaft in solchen Fällen die Flügel beträchtlich höher auf den Schultern anzusetzen.

Vermuthlich ist unser Künstler, aus dem Grunde weil alle drey Figuren an Würde und Bedeutung ungefähr gleich sind, von den gewöhnlichen Regeln der Beleuchtung abgegangen, indem er kein eigentliches Hauptlicht, noch, demselben untergeordnet, ein mehr und mehr gemäßigtes angebracht, wodurch Einheit des Ganzen, nebst gefälliger Wirkung entstünde; sondern er vertheilte Schatten und Licht ungefähr gleich kräftig über jede Figur. Allein das Auge verzichtet nur ungerne auf die Ruhe welche, nach den angedeuteten erprobten Kunstregeln, wohlvertheiltes Licht und Schat-

ten ihm gewähren. Wäre ferner das Licht höher einfallend angenommen, so würden die Augen aller drey Engel mehr vertieft, die Stirnen vordringender, die Wangen runder und somit ihre Bildung und Züge noch anmuthiger als jetzt erschienen seyn. Aus eben den Gründen, welche zur Rechtfertigung des auf alle drey Figuren in gleicher Stärke fallenden Lichtes angeführt worden, läßt sich auch der beynahe ganz gleiche Farbenton entschuldigen, in welchem die sämmtlichen Köpfe und Hände gehalten sind; man könnte noch hinzusetzen, das etwas blasse Colorit des Fleisches deute auf reine Gemüthsstille der drey Engel, welche als Himmelsbewohner von Leidenschaften nie bewegt werden. Aber wenn die prächtigen hohen Farben der Gewänder das Auge anziehen, sogar aufgesetztes wirkliches Gold ihren Schimmer erhöht, so verlangt auch das Colorit des Fleisches die allerzarteste Blüthe, und hier ist der schwierige Punct wo wir fürchten mit unserm Freunde nicht einerley

Ansicht zu haben vom wahren Ziel der Kunst und einem dahin glücklich gerichteten, Erfolg weissagenden Bestreben. Er ist bemüht die Manier der alten Meister sich anzueignen und nahm sich ohne Zweifel bey dem gegenwärtigen Gemälde den P. Perugino zum Vorbild; wir hingegen, obwohl den Lehrmeister des Raphael, so wie noch andere hochbegabte Männer jener Zeiten, auch verehrend, halten uns nichts desto weniger für überzeugt: daß von den später erst aufgetretenen großen Meistern die Kunst ihre vollkommene Ausbildung erhalten und durch sie eigentlich erst Nachahmenswürdiges zu Stande gekommen; denn wie sehr auch die Naivetät der Maler, welche vor Raphael und Leonardo und Titian und Giorgione lebten, ihre schlichte Einfalt, die Frömmigkeit, das zart Empfundene unser Gemüth anspricht; so sind ihre Werke doch in wesentlichen Kunsterfordernissen mangelhaft; oft enthalten sie magere Formen, die Lehre von den Massen, Haltung

und was sich ferner aus dem tiefern Studium über Licht und Schatten entwickelt hat, den malerischen Effect kannte man damals noch nicht und eben so wenig die zur wahrhaftigen Kunst des Colorits durchaus nöthige Mäßigung der Farben.

Mag der Maler auch die reinsten, schimmerndsten Pigmente sich verschaffen, der Natur gegenüber wird er doch mit manchen matt und zurückbleiben, ja dieses wird um so mehr der Fall seyn, je reiner und ungeschwächter die am meisten schimmernden angebracht sind; nur durch geschicktes Lasiren, oder auch Mäßigen der allzuhohen, durch künstliches Heben anderer welche mehr Nachdruck bedürfen, läßt sich ein richtiges Verhältniß der gesammten Farbenmittel und durch dasselbe gutes Colorit d. h. der Schein von Wahrheit, der die Wahrheit überbietet, erreichen.

Die Ausführung unseres Bildes, an der wir seltene Nettigkeit und Fleiß schon gelobt,

würde, nach unserem Ermessen, der vorwaltenden Absicht, in die Köpfe vornehmlich den Ausdruck von Milde und gottergebener Andacht zu legen, wohl noch günstiger gewesen seyn, wenn, zumal an den Gesichtern, die Umrisse sanfter verarbeitet, weniger strenge abgegränzt wären. Die Hände und Hälse aller drey Figuren, wozu der Künstler schöne Natur vor Augen gehabt und nachbildend sich bemüht dieselbe treu darzustellen, sind weniger strenge, daher sich auch die Arbeit an denselben gefälliger ausnimmt.

Bey weicherer, freyerer Behandlung würden auch die schön gelockten Haare leichter erscheinen, wie ihr eigenthümlicher Charakter solches erheischt. Die blonden des blau gekleideten Engels würden in diesem Falle für ganz vortrefflich gelten können.

Schließend bemerken wir noch, hinsichtlich auf das in Herrn Ruhls Gemälde reich-

lich als Stickerey aufgetragene metallische Gold, daß wir keineswegs unbedingt uns zu denen halten möchten welche die Anwendung desselben ganz verwerfen. Der Goldglanz, nach Erforderniß mit Lasurfarben gemäßigt, gedämpft, mag zuweilen sehr gute Wirkung thun, die auf andere Weise schwerlich zu erreichen seyn dürfte, wie selbst an mehreren Stellen des gegenwärtigen Bildes nachzuweisen ist, jedoch kann hierdurch leicht Glanz und Blüthe der übrigen Farben benachtheiligt, auch die Harmonie des Ganzen, wenn nicht große Vorsicht gebraucht wird, gestört werden. Eben darum scheinen die größten Coloristen sich lieber der Vergoldungen gänzlich enthalten zu haben.

V.

Suite d'études calquées et dessinées d'après Cinq Tableaux de Rafael etc.

Von diesem Werke ist die erste und zweyte Lieferung im nächst vorhergehenden Heft angezeigt. S. 25 Nr. 6. Es ist seither bis zu fünf Lieferungen angewachsen und jede der drey neuern enthält, gleich den beyden ersten, ein ganzes Gemälde im Umriß, nebst drey Köpfen, ausführlich, nach Art gewischter Zeichungen mit schwarzer Kreide, gestochen, von den Orignialen durchgezeichnet und folglich in gleicher Größe mit denselben.

Zur dritten Lieferung gehört der Umriß einer berühmten heiligen Familie La Perla

genannt; ferner die Köpfe der Mutter Maria mit Ausdruck des tiefsten Schmerzes und einer andern weiblichen Figur welche, ihre zusammengehaltenen Hände an die Wange legend, einen bethränten Blick auf den Erlöser richtet; beyde gehören zum Gemälde von der Kreuztragung Christi, welches, unter der Benennung Spasimo di Sicilia, den Freunden der Kunst wohl bekannt, in der Reihe von Raphaels Meisterstücken eine der vornehmsten Stellen behauptet. Der dritte Kopf ist Joseph, aus dem Gemälde von der heiligen Familie welche Raphael angefangen, Jul. Romanus aber vollendet haben soll.

In der vierten Lieferung findet man, außer dem Umriß von vorerwähntem, die Kreuztragung darstellenden Gemälde, noch den Kopf der heiligen Elisabeth aus dem Besuch der heiligen Jungfrau bey ihrer Befreundeten. Der Umriß des Ganzen war in den ersten Heften des Werks vorgekommen; ferner

sehen wir den Kopf des heiligen Hieronymus im Gemälde Madonna del Pesce genannt; sodann die Köpfe der heiligen Jungfrau und des Christkindes aus eben diesem Gemälde, alle beyde auf demselben Blatt.

Die fünfte Lieferung besteht aus dem Umrisse des mehrerwähnten Gemäldes la Madonna del Pesce, dem Kopf der heiligen Anna aus dem Gemälde la Perla, dem der M. Magdalena aus der Kreuztragung und der ganzen Figur des Christkindes aus dem oberwähnten Gemälde der heiligen Familie.

Betrachten wir den Inhalt dieser drey spätern Lieferungen überhaupt, so unterliegt es durchaus keinem Zweifel daß Kunstliebhaber mit denselben fast eben sowohl zufrieden seyn werden als mit den beyden ersten. Die Umrisse enthaltenden Blätter sind von fester, tüchtiger Zeichnung und reinlich gearbeitet. Die Köpfe des heiligen Josephs aus der drit-

ten, der heil. Elisabeth und des heiligen Hieronymus aus der vierten Lieferung verdienen gerechtes Lob; aber noch besser gelungen, und, an kräftiger, sorgfältiger und auch geistreicher Ausführung, selbst den besten nicht nachstehend, ist M. Magdalena in der fünften Lieferung. Hingegen verhehlen wir nicht daß die Köpfe der heil. Mutter und einer anderen traurenden weiblichen Figur beyde aus dem Spasimo di Sicilia in der dritten Lieferung nicht ganz genügen; die Schatten sind trüber, auch matter und der Ausdruck weniger lebendig als in den andern von uns mit Lob erwähnten Köpfen aus demselben Gemälde. Noch weniger gerathen, ja kaum mehr als mittelmäßig zu nennen ist das Blatt mit den Köpfen der heiligen Jungfrau und des Christkindes aus dem Gemälde la Madonna del Pesce; ob vielleicht das Original sehr beschädigt und aufgemalt sey, oder der Zeichner dasselbe weniger treu copirt, oder der Kupferstecher weniger glücklich gewesen, wissen wir nicht zu sa-

gen. Der Kopf des Christkindes aus jener heiligen Familie kann weder für schön gelten, noch ist er kindlich-natürlich; indessen wollen wir über beydes den Zeichner nicht anklagen und auch dem Kupferstecher keine Vorwürfe machen, man wird aus den Formen der Figur, wie aus der düstern Schattirung derselben gewahr, daß jenes Bild eine von den geleckten, mühsam ausgeführten und schwärzlich colorirten Mahlereyen des Jul. Romanus seyn muß.

Noch ist das Werk nicht geschlossen und nicht alle bedeutenden Köpfe aus den fünf dem Raphael zugeschriebenen Bildern sind in den bis jetzt erschienenen Lieferungen enthalten, darum wird sich künftig noch Gelegenheit finden über die oft erwähnten fünf Gemälde einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen.

VI.

Unsere Darstellung philostratischer Gemälde, obschon von Kunstfreunden theilnehmend aufgenommen, waren wir fortzusetzen bis jetzt gehindert. Damit jedoch jener Faden nicht abreiße, bringen wir einiges in demselben Sinne, zu eben dem Zwecke, hiermit an den Tag. Möge es da oder dort in das Leben der Kunst eingreifen!

Natürliche, naive und doch weit ausdeutende Behandlung griechischer Mythologie findet sich in den alten Kunstwerken.

Theseus, als Knabe, der auf des Herkules Löwenhaut kühn losgeht, indeß die an-

dern Kinder schüchtern fliehn, ist ein schöner und erfreulicher Gedanke.

Orpheus, auf einem bezweigten Baumstamm sitzend, hat durch seine Melodieen manche Thiere herbeygezogen, deren herandringende Menge ihn zu ängstigen scheint. Die Hand ist ihm von den Saiten herabgefallen, er stützt sich auf sie. Gebückt und gleichsam zurückweichend drückt er sich gegen die linke Seite des geschnittenen Steines. Das Angesicht ist scheu, die Haare wild. Seine zusammengezogene Stellung ziert den Raum aufs vollkommenste und giebt Gelegenheit daß Leyer und Thiere das übrige Leere geschmack- und bedeutungsvoll ausfüllen. Die Thiere sind klein gehalten; und höchst geistreich ist der Gedanke daß ein Schmetterling, gleichfalls angezogen, wie nach einem Lichte, so nach den Augen des Sängers hinflattert.

Von neuerer Kunst, aber doch auch zu beachten und zu schätzen, ist eine geschnittene Muschel: der junge Herkules von der Tugend, als einer Matrone, die Keule empfangend. Dieser Gedanke scheint uns glücklich: denn, wohl überlegt, so ist ein Herkules, der schon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von selbst entschieden etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber daß er frank und frey, als muthiger Wanderer, den Thyrsus, die Blumenkränze und Weinkrüge der lockenden Wollust verschmähe, und sich die Keule von der ernsten derben Tugend erbitte, so möchte dieß wohl mehr folgerecht seyn. Auf unserm Camee componiren nur die zwey Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede seyn, wenn wir auf diesen Gegenstand zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich rhetorischen Ursprungs, gleichfalls der Poesie und bildenden Kunst gewissermaßen zusagt.

Peneus, der Flußgott, über den Verlust seiner Tochter Daphne betrübt, wird von seinen untergeordneten Quellen und Bächen getröstet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott trauere? so wird jedermann antworten: indem er seicht fließt; getröstet wird er dagegen, wenn ihm frische Wasser zugeführt werden. Das erste, als nicht bildnerisch, vermied Julius Roman. Peneus liegt, traurig ausgestreckt über seiner noch reichlich fließenden Urne; aber das zweyte Motiv des Tröstens, des Ermuthigens, Frischbelebens, ist dadurch, so köstlich als deutlich, ausgedrückt, daß vier untergeordnete Flußgötter, zunächst hinter ihm, ihre Urnen reichlich ausgießen, so daß ihre Wasser ihm selbst über die Füsse schwellen und er also aufgefordert ist stolzer und muthiger als sonst sich strömend zu ergießen. Der eminente Geist des Julius Roman zeigt sich auch hier in seiner Glorie.

Die fromme, liebevolle Freude einer

Mutter an ihrem jungen Knaben ist schon tausendmal, mehr oder weniger ehrwürdig und heilig, vorgestellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

Die heitere, muntere Lust einer jungfräulichen Wärterinn an einem Kinde, dessen erste menschliche Bewegungen sie leitet und fördert, giebt zu den mannigfaltigsten, anmuthigsten Darstellungen Anlaß.

Der Jüngling, der Mann, der Greis sey von diesem hohen Lebensgenuß nicht ausgeschlossen. Merkur, der einen Knaben eilig wegträgt und, zurückgewendet, ihn freundlichst betrachtet; Herkules und Telephus, den wir schon gerühmt; Chiron und Achill; Phönix und Achill; Pan und Olympus; Niobe's Knabe und der, ihn vor den Pfeilen des Apolls schützende, Pädagog, und was sonst

noch Väterliches und Lehrhaftes dieser Art gefunden werden kann, geben köstliche, kunstgerechte und zugleich den sittlichen Sinn rein ansprechende Bilder.

Das Höchste dieser Art vielleicht ist Simeon, entzückt über das ihm dargebrachte Jesuskind. Ein schön motivirtes Bild davon ist uns vorgekommen. Der Priester überläßt sich seinem prophetischen Entzücken, das Kind, gleichsam davon erregt, wendet sich von ihm ab, und indem es naiv die Hand ausstreckt scheint es die Gemeinde zu segnen. Die kniende Mutter biegt sich vor und breitet die Arme aus, den Wunderknaben wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernst betrachtenden Priestern und Leviten, bis zur gleichgültigsten Gegenwart Geschenke tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzustellen. Glücklicherweise hat Raphael diesen Gegenstand nicht behandelt und

so bleibt dem Künstler die Gelegenheit ohne Vorbild nach dem Höchsten zu streben.

In dem Peintre-Graveur von Bartsch und dessen 15. Bande, Seite 446, finden wir unter den Arbeiten der Diana Ghisi No. 32. nach Julius Roman folgendermaßen ausgelegt.

„Aspasia bey Tische mit Sokrates und einem andern Philosophen Rede wechselnd. Die Männer scheinen erstaunt über die Gewalt ihrer Argumente."

Den eben bezeichneten Gegenstand legen wir aber ganz anders aus. Nach unserer Ueberzeugung ist es die Magd des Hohenpriesters, die dem Petrus jenen bedenklichen Vorwurf macht: er sey auch ein Anhänger des so eben gefangen genommenen Aufrührers.

Uns hat gedachtes Blatt von jeher, noch mehr aber durch obige Auslegung des treffli-

chen Kunstkenners angezogen. Denn sowohl unsere Deutung als jene laufen ganz auf eins hinaus. Eine von ihrer Meynung durchdrungene Frauensperson überzeugt zwey Männer, den einen zu freundlicher Beystimmung, den andern bis zum Erschrecken. Wir wünschen jedem Kunstfreund den Anblick dieses Bildes. Von dessen Composition hier noch so viel: an einem runden Tisch sitzt, zur Linken des Beschauers, eine derbe junge Frauensperson, hart an sie angeschlossen ein freundlich überzeugter Greis; sie hat Arme und Hände über den Tisch hingereckt nach einem an der Gegenseite sitzenden, groß gehaltenen Mann. Neben diesem brennt auf einem kleinen, viereckigen Sockel ein Feuerchen und man glaubt den vorhergegangenen Augenblick noch zu sehen, wo er seine beiden Hände darüber gehalten und gewärmt habe; nun aber, da er das Wort des Mädchens vernommen, fährt er mit denselben in die Luft und, indem er die Finger ausspreizt, deutet er nicht sowohl

auf Zustimmung als auf Entsetzen über das Gesagte.

Der evangelische Vorfall, wie er uns überliefert ist, kann nicht besser ins Engere gezogen, nicht bedeutender dargestellt werden. Dergleichen seltene Blätter sollte der Steindruck allgemein verbreiten, um den höheren Sinn der ächten Symbolik anschaulich zu machen. Dieß wäre nun einmal ein Musterbild, wie man das tiefste Leben, die gründlichste Bedeutung eines Ergebnisses vorstellen kann, ohne daß daran etwas gelegen ist, ob der heilige Petrus oder Socrates gemeynt sey.

Bey dieser Gelegenheit bemerken wir: daß man hie da sich mit unserm Gebrauch des Wortes symbolisch nicht vereinigen kann. Wir sagen daher: dieses, auf einem kleinen steinernen Untersatz brennende, unbedeu-

tende Flämmchen stellt den frisch-flackernden Holzstoß (Lucä 22, 55.) gar lakonisch vor, an welchem sich, in dem Hofe des Hohenpriesters, Kriegsknechte, Wache, Polizey- und Hausdienerschaft wärmten, auch herbeygelaufene Neugierige, unter welchen Petrus mit eingedrungen. Jedermann wird gestehen daß hier nicht an Allegorie zu denken sey. Es ist nach unserem Ausdruck ein Symbol. Das natürliche Feuer wird vorgestellt, nur ins Enge gezogen, zu künstlerischem Zweck, und solche Vorstellungen nennen wir mit Recht symbolisch. Mehrere Künstler des sechszehnten Jahrhunderts waren groß hierin. Die zwölf Monate Paul Brils, in sechs Blättern, geben hievon ein deutliches Beyspiel. Es ist die Sache, ohne die Sache zu seyn, und doch die Sache; ein im geistigen Spiegel zusammengezogenes Bild und doch mit dem Gegenstand identisch. Wie weit steht nicht dagegen Allegorie zurück; sie ist vielleicht geistreich witzig, aber doch meist rhetorisch und conventionell

und immer besser jemehr sie sich demjenigen nähert was wir Symbol nennen. Man erlaube uns diesen Sprachgebrauch und jeder bilde sich den seinigen, nur mache er sich verständlich, da ohnehin das worauf es ankommt mit Worten gar nicht auszusprechen ist.

VII.

Gerne gedenken wir noch einer wenig bekannten Ansicht der Stadt Cölln am Rhein, sie ist als ein schön gestochenes Blatt merkwürdig, verkündigt auch, wir glauben und hoffen, die nahe Erscheinung des Werks der Herren Boisseree über den Cöllner Dom, zu welchem sie als Titel-Vignette dienen soll. Reich und prächtig breiten sich Stadt und Strom, welcher uns entgegen fließt, vor dem Auge des Beschauers, und einer gedrungenen Häusermenge entsteigt alles überragend das mächtige Domgebäude. Hr. Gh. Ob. Baurath Schinkel gab zu diesem Blatt die Zeichnung, Hr. Schnell hat die Gebäude und Herr Haldenwang die Landschaft gestochen. Aus dem Zusammenwirken solcher Künstler mußte ein Werk in mehrerer Hinsicht verdienstvoll nothwendig hervorgehen.

VIII.

Angebornes Talent zur Kunst und gebildeter Geist äußern sich so bedeutend als gefällig in zwey kleinen uns freundlich zugekommenen Oelgemälden des Herrn Hofrath Carus in Dresden, daher wir sie billig einer näheren Anzeige in diesen Blättern werth achten; obwohl der Verfertiger nicht als vollendeter Meister auftritt, sondern als ein, seine erworbene Kunstfertigkeit zum Vergnügen übender Liebhaber.

Das erste stellt ein wundersam ländliches Gebäude dar, auf freyer Höhe liegend, von heiterem Morgenscheine beleuchtet; die lange Form des Gebäudes ist auffallend mit seinen hinterwärts angebrachten Angebäuden, ein stumpfer Thurm ragt drüber hervor; man sieht in der Anlage etwas Absichtliches, man erräth aber

den Zweck nicht leicht. Dieses Räthsel jedoch löst sich, wenn man erfährt daß hier das Brockenhaus vorgestellt sey.

Das andere Bild zeigt einen stillen mit Tannen dicht besetzten Waldraum von einem über Steine rieselnden Bächlein durchzogen. Gemäßigtes Licht bey ganz bewölktem Himmel, das düstere dunkle Grün im Waldesdickicht, der Boden reich bemoos't, das klare Wässerlein erinnern lebhaft an die Gemälde Ruysdals, dessen Geschmack und Geist nicht leicht jemand besser aufgefaßt haben dürfte.

Das kleinere Bildchen zieht an durch geschickte Composition und gemäßigte freundliche Farben, das zweyte noch mehr durch Charakter und Bedeutung.

IX.

Auf dem Umschlag des letzten Stückes Kunst und Alterthum erwähnten wir mit kurzen Worten einer, in Rom, durch die Herzoginn von Devonshire veranstalteten neuen Pracht-Ausgabe der bekannten Uebersetzung der Aeneis von Annibal Caro, geziert mit 26 bis 30 Prospecten, vorstellend Gegenden in der Aeneide benannt, jetzo aber in ihrem gegenwärtigen Zustand alle nach der Natur von vorzüglichen Künstlern gezeichnet oder gemalt, und von Herrn W. F. Gmelin in Kupfer gestochen.

Gegenwärtig können wir anzeigen, daß der erste Band mit 12 Ansichten von der Herzoginn wirklich ausgetheilt, und der zweyte zu Ende des Sommers erscheinen wird. Der Druck des Textes ist durch den Buch-

drucker Deromanis trefflich besorgt, und wird als Zugabe ein Titelkupfer erhalten nach Cammuccini von Bettelini gestochen und einige Vignetten.

Wenn man wohl thut ein Gedicht, das sowohl Menschen als Natur in ihrem höchsten Glanze zeigt, unsere Einbildungskraft anregt alle Gegenstände groß, in die Augen fallend, mächtig und colossalisch zu denken, nun mit solchen Darstellungen zu begleiten, welche den traurigen Eindruck geben, daß auch das herrlichste doch am Ende, nur von der Erde weggetilgt, kaum eine Spur hinterlasse und die lebensreichsten Gegenden in traurige Wüsteneyen sich verwandeln; so müssen wir der hohen Unternehmerinn und den geschickten Künstlern Dank wissen, daß sie uns mit diesen Grabstätten classischer Namen auf eine so erfreuliche Weise befreunden wollen.

Durch die Gefälligkeit des Herrn Gmelin liegen neun Probedrücke vor uns, aus

welchen zu ersehen ist, daß diese, auch unabhängig von dem Werk, für sich bestehende Sammlung merkwürdiger Gegenden betrachtet werden könne, und in diesem Sinne alles Lob verdiene.

1. Aussicht über die trojanische Ebene, von der Höhe des Ida gezeichnet durch Gell. Man übersieht eine sehr weite aber verödete Niederung von kleinen Flüssen durchzögen, in der Ferne den Hellespont, die Inseln Tenedos und Lemnos, den Berg Athos über sie hervorragend.

2. Aussicht von den Höhen Agrigents auf das Meer; im Vordergrund sind die großen Ruinen des Tempels der Juno mit Aloe umwachsen, rechts die Stadt und Schloß Agrigent, links zieht in der Tiefe der Fluß dem Meere zu, von F. Catel gezeichnet.

3. Gegend von Carthago, von der Meerseite gezeichnet.

4. Uferfelsen bey Cumae, reichbewachsen und auf der Höhe Ruinen, von Catel gemalt.

5. Aussicht vom Cap Palinuro, längs der bergigen, steilen Küste, von ebendemselben Künstler.

6. Der Averner See, ein reiches schönes Bild und malerisch genommen das reizendste unter allen, von Williams.

7. Ausfluß der Tiber zwischen niedrigen, bebuschten Ufern, im Vordergrunde Ruinen, von Voogd gemalt, der zum Gegenstück noch

8. die Sümpfe von Ostia verfertigt hat; eine ersoffene Landstrecke, mit überall eintretendem Wasser und unendlichem Geröhrig, über welches der Albanische Berg hervorragt und weiterhin die hinter den Pontinischen Sümpfen nach Terracina sich ziehende Bergkette; am fernsten Horizont liegt das Vorgebirg

der Circe. Die Staffage sind: in Schlamm und Sumpf watende Büffel nebst zwey zu Pferde sitzenden Hütern derselben. Abscheulichere Gegenden als die in diesem und dem vorigen Bilde dargestellten kann man sich gar nicht denken und gleichwohl hat der Künstler theils durch schicklich gewählte Standpuncte, theils dadurch daß er nichts dem Charakter des Ganzen Widersprechendes hineingebracht, den Bildern viel Anziehendes zu geben verstanden, ja sie würden unbedingtes Lob verdienen, wenn die guten Regeln der Vertheilung von Licht und Schatten genauer beobachtet wären.

9. Der Soractes von Teerlink gemalt, trefflich charakteristisch, ohne allen malerischen Schmuck, sehr wahrhaft.

Den Stich dieser Blätter anlangend, macht es uns großes Vergnügen sie sämmtlich ohne Ausnahme rühmen zu können. Die Arbeit ist zart, fleißig, doch nicht ängstlich; die

Lüfte leicht und hell, die Fernen duftig, die Mittelgründe harmonisch und verbindend, die nächsten Gegenstände kräftig, sehr ausführlich, bestimmt und mannigfaltig in Form und Charakter abwechselnd. Vielleicht laufen wir Gefahr im Urtheil mit mehreren Kennern und Künstlern nicht übereinzustimmen, wenn wir der zuletzt erwähnten Aussicht gegen den Soractes vor allen übrigen Blättern als Kupferstich den Vorzug geben. Sie ist wie gemalt; der Berg als Hauptgegenstand im fernen Mittelgrund von reichem Detail, deutlich und doch weich, so fließen auch die nähern verschiedenen Gründe, wie mit dem Pinsel hingeschmolzen, auseinander; sehr gut ist das staffirende Vieh gezeichnet.

Die Aussicht auf den Lago d' Averno wird wegen ungemeiner Anmuth jedermann gefallen. Ruhiger Gewässer Spiegelklarheit erinnern wir uns nirgends in Kupferstich so vortrefflich dargestellt gesehen zu haben; die

Wiederscheine der alten Ruinen und Bäume am jenseitigen Ufer des Sees sind mit wundersamer Meisterschaft behandelt; so empfiehlt sich auch die üppige Fülle mannigfaltiger Pflanzen im Vordergrund ebenfalls durch schöne Ausführung.

In der Aussicht vom Capo Palinuro loben wir besonders den schön behandelten Vorgrund von Aloe und Stachelfeigen.

Wenn sich manche Kupferstecher des landschaftlichen Fachs nennen ließen, Deutsche, Franzosen und zumal Engländer, welche hinsichtlich auf zarte blendende Striche, auf Kraft und Wirkung, Herrn Gmelin zur Seite stehen, ja ihm gar noch voreilen, so zeichnen sich hingegen seine Blätter vor allen andern uns bekannter Kupferstecher, durch Deutlichkeit und wohlverstandene charakteristische Zeichnung der verschiedenen Gegenstände, auf das vortheilhafteste aus.

X.

Padova, nella Tipografia del Seminario 1819 et 1820. Le Rime del Petrarca 2 Vol. in Kl. Folio.

Der ausgezeichnet schöne Druck und Papier an dieser neuen Ausgabe des Petrarca wäre schon eine hinreichende Ursache ihrer in diesen der Kunst gewidmeten Blättern zu gedenken, noch mehr finden wir uns indessen durch die hübschen Kupferstiche bewogen mit denen dieselbe geziert ist.

Zuvörderst im ersten Bande findet man ein angebliches Bildniß der Laura, Brustbild mit einer Hand, angeblich von Simon

Memmi gemalt, im Besitz des Caval. Antonio Piccolomini Bellanti zu Siena und von Rafael Morghen, wie derselbe zu thun pflegt, in zarter gefälliger Manier gestochen.

Es folgt sodann Petrarch selbst, ebenfalls Brustbild, Profilansicht, betend mit zusammengehaltenen Händen, von Mauro Gandolfi hübsch gestochen, nach einer für Arbeit des Guariento geltenden alten Frescomalerey, welche ehemals in dem von Petrarca bewohnten Hause bey der Cathedral-Kirche zu Padua auf die Wand gemalt war, bey Niederreißung desselben um die Hälfte des 16ten Jahrh. aber abgenommen und seither besonders aufbewahret worden.

Beyde Blätter, von so rühmlich bekannten Künstlern gestochen und fleißig vollendet, sind allerdings schätzbar, doch veranlassen sie uns zu der allgemeinen Bemerkung: daß Gemälde aus dem 14. und 15. Jahrhundert für ausge-

führte Kupferstiche sich nicht eignen, weil Schatten und Licht den Meistern jener Zeit nur unvollkommen bekannt war; ein Kupferstich aber kann, außer dem Umriß der Gestalt, bloß die Abschattirung ausdrücken, auch mehr und weniger dunkle Farben andeuten. Befaßt man sich damit Gemälde in Kupfer zu bringen, in denen die Beleuchtung mangelhaft ist, so wird die Arbeit, auch bey dem größten Aufwand von noch so zarten Strichen, doch dem Auge schwerlich viel Vergnügen gewähren, indem ihr die malerische gefällige Wirkung abgeht.

Solche ausgeführte Blätter nach Gemälden der frühern Meister sind meistens auch nicht ganz treu nachgebildet, weil sich der Kupferstecher gedrungen sieht an Stellen wo das Original gar zu mangelhaft ist den erforderlichen Schatten selbst hinzuzufügen.

Außer den angezeigten beyden Bildnissen

ziert den ersten Band noch die Ansicht von Vaucluse unweit Avignon, wo Petrarca die meisten, dem Lob der Laura und seiner Liebe gewidmeten Sonnette schrieb.

Den zweiten Band durchblätternd begegnet man zuerst einer Ansicht von Selva-piana, an welchem kleinen, aber sehr anmuthig gelegenen Ort zwischen Parma und Reggio, seitwärts im Gebirge, Petrarca ein jetzt bis auf wenige Spuren vergangenes Haus besaß und sich einige Zeit aufgehalten. Sodann die Ansicht des Hauses welches der Dichter zu Arqua, zehen ital. Meilen von Padua, im Euganeischen Gebirge bewohnt hat und wo er auch gestorben ist.

Das dritte Blatt stellt dessen Grabmal zu gedachtem Arqua vor.

Das vierte, ein zierliches, ihm zu Ehren vor kurzem errichtetes Denkmal in der Hauptkirche zu Padua, und

das fünfte endlich die Ansicht des Landhauses so er zu Linterno, einem etwa eine Stunde von Mayland entferntem Dorfe, besessen und ebenfalls einige Zeit bewohnt hat.

Erwähnte vier Prospecte, das Grab und das Denkmal sind in Aquatinta-Manier gearbeitet, gefällig und zierlich zwar, doch nicht vergleichbar dem Besten so in Deutschland in dieser Art verfertigt worden, zur Zeit da das Institut der chalkographischen Gesellschaft zu Dessau noch bestand.

Die vorhin angezeigte Prachtausgabe des Petrarca veranlaßt uns einer, nicht weniger schön gedruckten, französischen Uebersetzung des befreyten Jerusalems von Torquato Tasso zu gedenken, ebenfalls in Hinsicht auf die schönen Kupferstiche welche dieselbe zieren.

La Jérusalem délivrée traduite en vers francois par P. L. M. Baour-Lormain. 3 Bände in groß 8. Paris 1819.

Ueberaus zart, kräftig und geistreich gestochen ist Tasso's dem ersten Bande vorgesetztes Brustbild in ovaler Einfassung, unter welcher, als an einem Fußgestelle und in erhobener Arbeit, die Scene aus des Dichters Leben dargestellt ist, wie derselbe der Prinzessinn Eleonore d' Este aus seinen Werken vorliest.

Das Titelblatt zum 2 Bande zeigt, nach dem 6ten Gesange des befreyten Jerusalems entworfen, Herminia welche sich von ihrer Dienerinn die Waffenrüstung der Clorinde umlegen läßt; Zeichnung von Bergeret und sauberer Stich von Pouquet.

Zum Kupferstich des 3ten Bandes hat der 20ste Gesang des befreyten Jerusalems den Stoff hergegeben. Armida will sich selbst das Leben nehmen, wird aber von Rinaldo gehindert und sinkt ohnmächtig in dessen Arme. Dieses, von Desenne gezeichnete, von Vallot oder Valoot radirte Blatt, ist von Müller, welcher auch das vorhin gelobte Brustbild des

Tasso verfertigte, mit wahrhaftig seltener Zartheit und weicher malerischer Behandlung gestochen.

Von jedem der angezeigten Kupferstiche oder Bandes-Titelblättern sind drey verschiedene Abdrücke mitgetheilt: erstlich ein bloßer Aetzdruck, sodann ein vom Kupferstecher vollendeter vor aller Schrift und endlich einer mit der Schrift ausgestattet.

Diese vervollständigte Weise Bücher mit Kupferstichen auszuzieren und in verschiedenen Abdrücken gleichsam Rechenschaft über das Verfahren des Künstlers zu geben ist uns hier zum erstenmal vorgekommen und verdient beybehalten zu werden, zumal bey Prachtausgaben mit Kupfern von ganz vorzüglicher Beschaffenheit; auch werden immer nur einige wenige Exemplare auf diese Weise zu bevorrechten seyn.

XI.

Medaillons vom Grafen Theodor Tolstoy.

Von großen, ungefähr sieben Zolle im Durchmesser haltenden Medaillon's des Grafen Theodor Tolstoy, bestimmt die im letzten Kriege wider Frankreich, von Rußlands erhabenem Beherrscher, Volk und Heer verrichteten Großthaten künstlerisch zu verewigen, haben wir im 1. Heft dieses Bandes über Kunst und Alterthum, mit Anerkennung ihres Kunstverdienstes bereits geredet; seither aber ist die ganze, vom Herrn Grafen anfänglich beabsichtigte Folge, XIX Numern enthaltend, zu Stande gekommen, welcher Folge noch das Brust-

bild Sr. Maj. des Kaisers in alterthümlichem Waffenschmuck beygefügt ist und sonach das zwanzigste oder eigentlich das erste Stück des ganzen Werks ausmacht. Die übrigen sind allegorisch historische Darstellungen, anfangend mit der unsern Lesern schon bekannten, auf die im Jahr 1812 geschehene Bewaffnung des Russischen Volks zielenden; die übrigen betreffen die denkwürdigsten Kriegsereignisse bis zur ersten Einnahme von Paris im Jahr 1814.

Alle diese Darstellungen sind mit eben so vielem Geist als Geschmack erfunden und behandelt, oft ist dem Künstler die Gruppirung der Figuren gelungen, nicht selten stößt man auf wohl ausgedachte Motive. Zu den Stücken wo die Erfindung im Ganzen gelang, zählen wir vornehmlich Nr. VIII, wie Kaiser Alexander über die Gränze setzt; ihn, vom Siege gekränzt, leitet die Weisheit und Tugend zeigt ihm den Weg. Nr. XI. auf die Schlacht an der Katzbach ist eben so empfeh-

lenswerth, deßgleichen Nr. XVI. auf die Schlacht bey Brienne. Das Verdienst kunstgerechter Gruppirung nehmen vor andern in Anspruch Nr. II., die Schlacht bey Borodino bedeutend, Nr. XI. das schon erwähnte Stück auf die Schlacht an der Katzbach, Nr. XII. das auf die Schlacht bey Kulm und Nr. XVI. das ebenfalls schon erwähnte auf die Schlacht bey Brienne.

Glücklich ausgedacht scheint uns das Motiv Nr. IV., wo des Feindes Schwert an dem Schwert des Russen bricht. Eben so daß Nr. XII. die Schlacht von Kulm und ihre wichtigen Folgen anzudeuten dem überwältigten Feinde sein Schwert aus der Hand gerungen wird. Daß Nr. XIX. der um Gnade bittenden Stadt Paris der Oelzweig des Friedens dargeboten wird, auf der Erde Napoleons zertrümmerter Wappenschild und ein gebrochener Legionsadler liegt, sind zum wenigsten sinnreich bedeutende Zeichen.

Schließlich bemerken wir noch daß von allen diesen Medaillons in Kupfer gestochene Umrisse vorhanden sind, gerade so groß als die Originale, gut gezeichnet und fleißig ausgeführt; jedem Kupferstich ist auf einem besondern Blatt die kurze Erklärung des Dargestellten oder darzustellen Unternommenen beygefügt.

Zugabe.

Umgekehrte Ableitung.

Im vorigen Hefte S. 182. heißt es, die französische akademische Jugend habe das deutsche Wort Ver... in Verjus verwandelt. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fall gerade umgekehrt, daß das deutsche Burschenwort das corrumpirte französische verjus sey. Verjus bezeichnet den Saft von unreifen Trauben, oder auch diese Trauben selbst, was man in deutschen Weinländern Agrest nennt. Daher der alte französische sprichwörtliche Ausdruck: mettre quelqu' un à la pile au verjus, Jemanden unter die Stampfe bringen, womit unreife Trauben ausgepreßt werden,

welches so viel bedeutet, als jemand quälen, demnächst auch: jemand striegeln, durchhecheln, von ihm Böses reden, ihm die Ehre abschneiden. Da die ersten deutschen Universitäten nach dem Muster der weit ältern französischen gebildet wurden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser Ausdruck schon in den ältesten Zeiten, mit dem dadurch bezeichneten Mißbrauch der Verrufs-Erklärung, aus Frankreich nach Deutschland gewandert ist, wo er durch die härtere Aussprache des französischen j corrumpirt worden.

v. H.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bildende Kunst.

Iliadis Fragmenta. . . S. 99
Theater-Malerey. . . — 117
Sanquiriko Mayland
Beuter, Weimar.
Schinkel, Berlin.
Transparent-Gemälde. . . — 132
Drey singende Engel von Ruhl. — 142
Studien nach Raphael. . — 154
Kunstgegenstände. . . . — 159
Cölln am Rhein. . . . — 170
Landschaften von Carus. . — 171
Kupfer von Gmelin. . . — 171
Neue Ausgabe des Petrarca. — 180
Medaillons vom Grafen Theodor Tolstoy. . . . . — 187
Zugabe. Umgekehrte Ableitung. — 191

Olfried und Lisena,

ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen. Königsberg, in der Universitätsbuchhandlung. 1820.

Die Entführung,

oder

der alte Bürgerkapitain,

ein frankfurter heroisch-bürgerliches Lustspiel. Frankfurt am Mayn bey Joh. Fr. Wenner.

Jedes in seiner Art höchlich zu empfehlen. Das Nähere im folgenden Stück.

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 2,3

Stuttgard (1820)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.art.o.143(2#1,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11711747-1